

# Pädagogische Monatshefte.

PEDAGOGICAL MONTHLY.

Zeitschrift für das deutschamerikanische Schulwesen.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

---

Jahrgang IV.

September-Oktober 1903.

Heft 8-9.

---

## Protokoll

der 33. Jahresversammlung des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

---

Erie, Pa., 30. Juni — 3. Juli 1903.

---

(Offiziell.)

Eröffnungsfeier. — Am Dienstag Abend des 30. Juni wurde in der Männerchorhalle der 33. Lehrertag eröffnet. Durch ein Missverständnis wegen der Zeit — die meisten Delegaten hatten westliche Zeit — konnte die Feier erst eine volle Stunde später beginnen. Es war bereits 9 Uhr, als die Sänger des Erie Männerchors die Anwesenden mit einem frisch vorgebrachten Liede erfreuten. Es erfolgten alsdann die üblichen Begrüssungsansprachen, und zwar von Bürgermeister Harwick, vom Präsidenten der Schulbehörde, C. L. Baker, Prof. Missimer und Prof. Burns. Nach einem weiteren Gesang des Männerchors hielt der Präsident des Lehrerbundes, Prof. v. d. Groeben, in englischer Sprache eine kurze Rede, worin er, in Rücksicht auf die anwesenden Englischamerikaner die Geschichte, Zweck und Ziele des Bundes klarlegte. Aus demselben Grunde hatte auch der folgende Redner, Herr H. Woldmann von Cleveland, seinen Vortrag in englischer Sprache abgefasst. Er betonte dabei, wie notwendig es sei, mindestens eine fremde Sprache ausser der eigenen zu lernen, denn nur dadurch lerne man die eigene besser kennen. Er berührte dann die einzelnen Punkte des Fortschrittes im amerikanischen Schulwesen, wie sich dasselbe nach und nach hier entwickelt, liess jedoch durchblicken, dass noch manches notwendig sei, um unser Erziehungssystem dahin zu bringen, dass es Anspruch auf das Prädikat „vollkommen“ machen könne. Sein Hauptargument bestand darin, dass Kinder, die neben dem englischen auch deutschen Unterricht nehmen, die englische Sprache gründlicher bemeisterten als solche, die sich bloss mit dieser befassen. Man habe nie bemerkt, dass ein Schüler, welcher deutschen Unterricht nahm, seine anderen Studien

vernachlässigte. Nachdem der Männerchor noch ein Lied vorgetragen, erklärte Herr v. d. Groeben den Lehrertag offiziell für eröffnet. Im Speisesaal der Halle fand hierauf bei Sang und Becherklang eine gemütliche Nachsitzung statt, die freilich nur von kurzer Dauer war, da die Empfangsfeier, wie oben bemerkt, sehr verspätet begonnen hatte.

**Erste Hauptversammlung.** — Der Präsident eröffnete dieselbe um 10 Uhr in der Aula der Hochschule. Die Bühne war sehr geschmackvoll mit Blattpflanzen und Flaggen dekoriert. Der Sekretär verlas zunächst seinen Jahresbericht, der wie folgt lautete:

**Werte Kolleginnen und Kollegen:**

Auch hier in Erie wäre ich, wie bei der letzten Tagung in Detroit, beinahe wieder genötigt, vor Sie hinzutreten mit der kurzen Meldung „Nichts zu berichten über das verflossene Vereinsjahr.“ Doch muss ich heuer zunächst dreier Mitglieder gedenken, die wir seit der letzten Jahresversammlung durch den unerbittlichen Tod verloren, nämlich des biederen, pflichtgetreuen W. H. Weick von Cincinnati, des wackeren, tüchtigen Henry Bamberger von Chicago und des so vielseitig tätigen G. A. Zimmermann ebenfalls von Chicago. In unserem Bundesorgan den „Pädagogischen Monatsheften“, wurde s. Z. des schweren Verlustes, den der Lehrerbund durch das plötzliche Hinscheiden dieser hervorragenden und zielbewussten Pädagogen erlitten, gebührend gedacht. Es erübrigt hier nur nochmals ins Gedächtnis zu rufen, dass Weick, der am 14. Oktober 1902 am Herzschlag starb, einer der Gründer des Lehrerbundes war, im Jahre 1893 als dessen Präsident fungierte, und dass er Jahre lang ein regelmässiger Besucher der Lehrertage war, auf welchen er wiederholt Vorträge gehalten hat. G. Bamberger, Vorsteher und Leiter der jüdischen Handfertigkeitsschule von Chicago, G. A. Zimmermann, Superintendent des deutschen Unterrichts von Chicago, wurden beide anfangs Januar unerwartet vom Felde ihrer Tätigkeit abberufen. Wenn Bamberger und Zimmermann auch in den letzten Jahren nicht mehr aktiv an unseren Bestrebungen teilnahmen und den Lehrertagen fernblieben, so waren sie doch früher einmal eifrige Mitglieder und dürfen wir sie deshalb mit Recht unser nennen. Ehre ihrem Andenken!

Dass Ihr Vorstand, besonders Ihr Präsident, während des letzten Vereinsjahres nicht müssig war, im Interesse des Lehrerbundes zu wirken, beweist das Programm für die gegenwärtige Tagung, wofür übrigens Herrn v. d. Groeben in erster Linie Anerkennung und Dank gebührt.

Die Aufstellung eines Lehrertagprogrammes, besonders die Gewinnung von Vortragenden, ist sicherlich keine leichte Arbeit, wie frühere Vorstandsmitglieder gerne zugestehen werden. Trotzdem bin ich der Ansicht, dass sich das Wirken und die Aufgabe des jeweiligen Bundesvorstandes nicht lediglich darauf, nämlich auf die Aufstellung des Lehrertagprogramms beschränken sollte. Der Lehrerbund könnte vielleicht durch seinen Vorstand — nach dem Vorbilde des N. A. Turnerbundes — in engere Beziehung zu seinen Zweigvereinen treten, ihnen durch Rat und Tat beistehen. Die Gründung von neuen Zweigvereinen anregen, schon bestehende, aber schläfrige Vereine aufrütteln und ermutigen. Die Tatsache, dass unser Bund von den ungefähr 3000 deutschamerikanischen Lehrern kaum den zehnten Teil zu seinen Mitgliedern zählt, ist wahrlich kein Grund zur Selbstzufriedenheit, und die von Jahr zu Jahr abfallende Beteiligung an den Lehrertagen ebenfalls nicht. Hier muss Wandel geschaffen werden,

wenn der deutschamerikanische Lehrerbund nicht seiner baldigen Auflösung entgegengehen soll. Freilich gehören bekanntlich zu einer erfolgreichen Propaganda — oder wie mein Vorgänger, Professor Ferren sagte, zu einem intellektuellen Kriege — die unentbehrlichen Propaganda- oder Kriegsmittel. Es dürfte deshalb ratsam sein, die Jahresbeiträge wieder auf \$2.00 zu erhöhen. Welche Schritte alsdann zur Stärkung und Hebung unseres Bundes zu tun sind, das stelle ich dem nächsten Vorstande und zunächst der Tagsatzung zur Erwägung anheim.

Zum Schluss empfehle ich, unsere Konventionen in Zukunft nur alle zwei Jahre abzuhalten. Dadurch würden die Lehrertage mit ihren bedeutenden Geldopfern nicht in allzukurzen Zeitabständen auf gewisse Städte fallen, und die Staatsverbände könnten alsdann ihre Konventionen in die Zwischenjahre verlegen. Diese Änderung würde nach meinem Dafürhalten beiden Seiten nur zum Vorteil gereichen.

Achtungsvoll,

E. Kramer, Schriftführer.

Die im Sekretärsbericht enthaltenen Empfehlungen wurden auf Antrag von Herrn Abrams an den Vorstand verwiesen, um in der zweiten Hauptversammlung darüber zu berichten. Der Aufforderung des Präsidenten, sich zu Ehren der im letzten Vereinsjahre verstorbenen Mitglieder von den Sitzen zu erheben, wurde Folge geleistet.

Bei der Ergänzung des Vorstandes wurde Herr Woldmann als Vize-Präsident und Herr Paul Gerisch von Milwaukee sowie Frl. Brinker von Cleveland als stellvertretende Schriftführer ernannt. Der Sekretär verlas hierauf ein Schreiben von Dr. Hexamer von Philadelphia, Präsident des D. A. Nationalbundes, worin er mitteilte, dass er die Erwählung als Ehrenmitglied des Lehrerbundes mit Dank annehme. Auf Antrag von Herrn Schmidhofer soll Herrn Seminardirektor Dapprich, der zu seiner Herstellung seiner Gesundheit in Deutschland weilte, Gruss und Glückwunsch des Lehrerbundes per Kabel entsandt werden. Da Herr Wolf von Saginaw, Mich., nicht anwesend sein konnte, verlas der Präsident dessen eingeschickten Vortrag "Realien im deutschen Sprachunterricht".\*)

Nach der Lunchpause verlas Herr Schmidhofer nachstehenden Bericht der Seminar-Prüfungskommission:

Milwaukee, den 24. Juni 1903.

Ihre Prüfungskommission erlaubt sich hiermit, Ihnen den Bericht über die diesjährige Prüfung der Zöglinge des Seminars vorzulegen.

Nach einem gemeinschaftlich mit der Fakultät des Lehrerseminars festgesetzten Programme fand vom 22.—24. Juni die mündliche Prüfung der Zöglinge statt. Dieselbe umfasste die folgenden Fächer: Geschichte der Pädagogik, Deutsche Literaturgeschichte, Englische Grammatik.

Diese mündlichen Prüfungen zeugten von gewissenhafter Arbeit seitens der Lehrer und der Zöglinge. Das gleiche Lob können wir den schriftlichen Arbeiten in der Pädagogik, dem Aufsatz, deutsch und englisch, der deutschen Grammatik und der englischen Literatur erteilen.

Gleichmässigkeit der Güte, Sauberkeit und Sorgfalt der Anfertigung verdienen rückhaltslose Anerkennung. Jedes der zwölf Mitglieder der

\*) Sämtliche Vorträge dieses Lehrertages — auch die ungelesenen — gelangen, laut Beschluss der 2. Hauptversammlung, in dieser Nummer der P. M. zum Abdruck.



Abgangsklasse, worunter sich diesmal auch zwei junge Männer befanden, gab mit den Schülern der Musterschule eine Probe seines didaktischen Könnens, welche bewies, dass die jungen Lehrer auch in praktischer Beziehung wohl vorbereitet für ihren Beruf die Anstalt verlassen. Sämtlichen Zöglingen dieser Klasse wurde einstimmig das Zeugnis der Reife zuerteilt.

Auch die Leistungen der ersten und zweiten Seminarklasse waren derartig, dass die Mitglieder derselben zur Beförderung empfohlen werden konnten.

Den Lehrern des Seminars, die sich mit so freudiger Opferwilligkeit in die Pflichten des leider krankheitshalber abwesenden Seminarrektors teilten, sprechen wir hiermit die wärmste Anerkennung aus.

Während wir den Leistungen der Lehrer und Schüler des Seminars volles Lob zollen, können wir uns nicht enthalten zu bemerken, dass dieselben nach unserer Ansicht durch übergrosse körperliche Anstrengung erkauft wurden. Das Aussehen mehrerer der Schüler deutete auf Überanstrengung hin. Das Lehrerseminar muss in seiner jetzigen Verfassung in drei Jahren ein Arbeitspensum bewältigen, wozu in anderen Bildungsanstalten mindestens vier Jahre zur Verfügung stehen. Diesem Übelstande kann nur durch eine Verlängerung des Seminarkurses oder durch eine entsprechende rationelle Abänderung des Lehrplans abgeholfen werden.

Achtungsvoll unterbreitet:

Hermann Woldmann, Cleveland.

Bernard A. Abrams, Milwaukee.

M. Schmidhofer, Chicago.

John Eiselmeier, Milwaukee.

Dieser Bericht wurde gutgeheissen und angenommen. An Stelle von Prof. Barandun von Pittsburg, der ebenfalls nicht erschienen war, hielt Prof. H. M. Ferren von Allegheny, Pa., einen Vortrag in englischer Sprache über „Die Notwendigkeit der Erlernung einer zweiten Sprache in diesem Lande“, oder wie das Thema in Englisch lautete „Monolinguisism, the bane of our country“. Dieser Vortrag wurde mit grossem Enthusiasmus aufgenommen.

Herr Schoenrich von Baltimore machte zum Schluss auf die Jahresversammlung des D. A. Nationalbundes aufmerksam, worauf die Herren Ferren und Schoenrich als Delegaten des Lehrerbundes beim Nationalbund erwählt wurden.

**Zweite Hauptversammlung.** — Das Protokoll der ersten Hauptversammlung wurde vom Sekretär verlesen und nach einigen Berichtigungen angenommen. Hierauf gab der Präsident folgenden Nominationsausschuss bekannt:

John Eiselmeier, Milwaukee, Wis.; Wm. Schäfer, Cincinnati, O.; C. O. Schönrich, Baltimore, Md.; J. G. Rössler, Chicago, Ill.; Albert Dürr, Cleveland, O.; Frl. Emma Siegel, Erie, Pa.; Alexis Müller, Lockport, N. Y.

Von den Herren Theo. Meyder und Albert Mayer von Cincinnati lief nachstehende Depesche ein: „Wünschen dem Bunde besten Erfolg! Die Kollegen auf dem Dampfer Blücher.“ Herr v. d. Groeben empfahl alsdann, die im Jahresberichte des Sekretärs enthaltenen Vorschläge — Erhöhung der Beiträge und zweijährliche Konvention — zur Annahme. Auf Antrag von Herrn Griebisch von Milwaukee wurde darauf hin beschlossen, den



Lehrertag wenigstens nächstes Jahr ausfallen zu lassen, da wegen der Weltausstellung in St. Louis keine nennenswerte Beteiligung an den Verhandlungen zu erwarten sei. Die Debatte über die Empfehlung, den Jahresbeitrag auf \$2.00 zu erhöhen, wurde auf die Schlussversammlung verschoben, da sie eine Veränderung der Statuten in sich schliesst. Ein Antrag von Abrams, die Gesamtprotokolle der Lehrertage nebst den dabei gehaltenen Vorträgen jeweilig in einer Doppelnummer der Pädagogischen Monatshefte, und zwar im September zu veröffentlichen und allen Mitgliedern des Lehrerbundes frei zuzustellen, wurde einstimmig angenommen. Die daraus entstehenden Extrakosten für die Herausgeber sollen aus der Bundeskasse gedeckt werden.

Da keine weiteren Komiteeberichte vorlagen, erfolgte nun der Vortrag von Prof. Otto Heller von der Washington Universität, St. Louis, über „Deutsche Frauenschriftstellerei von gestern und heute“. Dem Redner wurde nach Schluss seines Vortrages der Dank der Versammlung ausgesprochen.

Nach der Pause ernannte der Präsident folgende Ausschüsse:

Komitee für Revision der Schatzmeistersbücher: Paul Gerisch, Milwaukee; Frank Keller, Cincinnati; Frl. Lina Ziechmann, Cleveland.

Komitee für Dankesbeschlüsse: Max Griebsch, Milwaukee; H. M. Fern, Allegheny, Pa.; Frl. Lydia Hanke, Philadelphia.

Frau Mathilda Grossart von Cleveland, die mit dem Vortrag „Das deutsche Volkslied in der Volksschule“ auf dem Programm stand, konnte nicht anwesend sein, da ihr Sohn schwer erkrankt darniederliegt. Dieser Vortrag fiel deshalb aus.

Zum Schluss hielt Herr Albert Gehring, Präsident der Clevelander Schulbehörde, einen Vortrag über das Thema: „Der Garten der Menschheit“. Auch dieser Vortrag erntete reichen Beifall; dem Verfasser wurde ebenfalls der Dank der Versammlung ausgesprochen.

**Musikalisch - literarische Abendunterhaltung.** — Zu Ehren der Gäste hatte die Bürgerschaft Eries, die überhaupt an der Tagung des Lehrerbundes grosses und herzliches Interesse genommen, für denselben Abend eine musikalisch-literarische Unterhaltung veranstaltet. Der Besuch war trotz der hohen Temperatur ein sehr guter, so dass das Auditorium der Hochschule, das tausend Sitzplätze hat, nahezu ganz gefüllt war. Als Hauptnummer des Programms, das in seinem musikalischen Teil recht abwechslungsreich und gut gewählt, wenn auch etwas zu breit angelegt war, galt ein Vortrag von Dr. H. H. Fick, Superintendent des deutschen Unterrichts von Cincinnati. Der gewandte Redner hatte sich das Thema gewählt „Die deutschamerikanische Dichtung“. Durch seinen wohl-durchdachten, in elegantem Stile abgefassten Vortrag, der von gründlicher Kenntnis des Themas zeugte, verstand es Herr Fick, die Zuhörer in den deutschamerikanischen Dichterwald einzuführen und mit den schönsten Blüten darin bekannt zu machen. Langanhaltender Beifall wurde dem Redner am Schluss seiner Ausführungen zu teil.

**Schlussversammlung.** — Da für die Schlussversammlung nur ein Vortrag in Aussicht stand, so beeilte man sich nicht sehr mit der Eröffnung der Sitzung. Es war nahezu 10 Uhr, als der Präsident die Anwesenden zur Ordnung rief, worauf der Sekretär das Protokoll der gestrigen Sitzung verlas, das unverändert angenommen wurde. Der von Herrn Woldmann schriftlich eingebrachte Antrag, Erhöhung des Jahresbeitrages auf

\$2.00, gab Anlass zu einer lebhaften Debatte, da derselbe eine Änderung der Statuten in sich schloss. Es stellte sich dabei heraus, dass der neue Statutenentwurf vom Jahre 1900 bis heute noch nicht angenommen ist. Schliesslich wurde der Antrag angenommen und vom Jahre 1904 an beläuft sich der Mitgliederbeitrag auf \$2.00.

Der Revisionsausschuss berichtete alsdann, dass er die Bücher des Schatzmeisters geprüft, und in bester Ordnung gefunden habe. Danach betrugen die Einnahmen \$208.16; Ausgaben \$130.79; Kassenbestand \$77.37.

Es folgte nun ein hochinteressanter Vortrag von Prof. August Prehn von New York „Ein Bruch mit der Überlieferung,“\*). Dem Redner wurde der Dank der Versammlung für seine gediegene Arbeit ausgesprochen.

Von Prof. W. W. Florer von der Universität Michigan in Ann Arbor lief eine Depesche ein, worin er mitteilte, dass er leider verhindert sei, rechtzeitig für seinen Vortrag in Erie einzutreffen.

Das Nominationskomitee unterbreitete hierauf folgenden Bericht:

Vorgeschlagen für den Bundesvorstand:

C. O. Schönrich, Baltimore.	Alexis Müller, Lockport, N Y.
G. G. von der Gröben, Erie.	Louis Hahn, Cincinnati.
B. A. Abrams, Milwaukee.	Frl. Marie Dürst, Dayton, O.
Wm. Schäfer, Cincinnati.	Frl. Anna Hohgreffe, Chicago.
H. M. Ferren, Allegheny, Pa.	

Komitee zur Pflege des Deutschen.

Herrmann Woldmann, Cleveland.	Carl Herzog, New York.
Albert Gehring, Cleveland.	Emil Kramer, Cincinnati.
H. J. Martens, Milwaukee.	

Prüfungskommission für das deutschamerikanische Lehrerseminar in Milwaukee:

Dr. H. H. Fick, Cincinnati.	Martin Schmidhofer, Chicago.
John Eiselmeier, Milwaukee.	

Diese Prüfungskommission soll für zwei Jahre bestehen. Als nächster Konventionsort wurde Chicago oder Baltimore in Vorschlag gebracht. Sämtliche Vorschläge wurden einstimmig angenommen.

Während der nun eintretenden Pause organisierte sich der neugewählte Bundesvorstand wie folgt:

Präsident: B. A. Abrams, Milwaukee.

1. Schriftführer: Alexis Müller, Lockport, N Y.

2. Schriftführerin: Anna Hohgreffe, Milwaukee, Wis.

Schatzmeister: Louis Hahn, Cincinnati.

Ausschuss.

C. O. Schönrich, Baltimore.	Wm. Schäfer, Cincinnati.
G. G. von der Gröben, Erie, Pa.	Frl. Marie Dürst, Dayton, O.
H. M. Ferren, Allegheny, Pa.	

Als Ort für die nächste Tagung, die im Jahre 1905 stattfindet, wurde definitiv Chicago gewählt.

Zum Schluss wurden folgende Dankesbeschlüsse angenommen:

An die 33. Jahresversammlung des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

Das in der gestrigen Versammlung ernannte Komitee erlaubt sich

\*) Das Manuskript dieses Vortrages ist leider verloren gegangen. Prof. Prehn hat uns jedoch für eins der nächsten Hefte der P. M. einen Auszug seiner Arbeit zugesagt. D. R.

hierdurch, folgende Beschlüsse zur gefälligen Begutachtung zu unterbreiten:

Am Schlusse ihrer Tagung stattet die 33. Jahresversammlung des N. D. A. Lehrerbundes ihren herzlichsten Dank ab:

1. Dem Lokalkomitee der Stadt Erie für seine aufopfernde Tätigkeit, mit welcher die Vorbereitungen für die diesjährige Tagung getroffen wurden und so den Besuchern der Aufenthalt zu einem höchst angenehmen gemacht wurde;

2. Dem Bürgermeister der Stadt, Herrn Hardwick, dem Präsidenten der Schulbehörde, Herrn C. L. Baker, dem Superintendenten des öffentlichen Schulwesens, Herrn Prof. C. H. Missimer, Herrn Prof. J. R. Burns, dem Vorsitzenden des Lokalkomitees, Herrn Gorenflo, den Herren F. Brevillier und Paul Müller für ihre herzlichen Worte des Willkommens an dem Eröffnungsabende der Tagung;

3. Dem Männerchor der Stadt Erie und seinem wackeren Dirigenten Prof. Oswald für die herrlichen Gesänge am Eröffnungsabende und an dem am gestrigen Abend stattgefundenen Konzerte;

4. Den Damen und Herren, die durch ihre Teilnahme bei diesem Konzerte den Zuhörern so herrliche Genüsse bereiteten, insbesondere Fräulein Irene Noonan, Fräulein Mildred Watson, Fräulein Nettie Hulburd, und den Herren Prof. J. C. Diehl, Edwin Bell und Prof. Kowalski;

5. Den Rednern, welche das Programm unserer Tagung zu einem besonders interessanten und lehrreichen machten;

6. Dem Vorstande, in dessen Händen die Verantwortlichkeit für die Vorbereitungen unserer Tagung und die Leitung der Versammlungen wurden, besonders Herrn Prof. G. G. von der Gröben, der mit Begeisterung und Hingabe seinen vielseitigen Pflichten oblag.

7. Der Presse der Stadt Erie, der deutschen, sowie der englischen, die durch ihre fähige Berichterstattung über unsere Verhandlungen ihr Interesse an denselben bekundete, und

8. Der gesamten Bevölkerung der Stadt, die durch ihre tatkräftige Teilnahme die Vorbereitungen für den Empfang der Besucher wesentlich erleichterte,

Wir empfehlen, dass diese Beschlüsse in der deutschen und englischen Presse zur Veröffentlichung gelangen.

Weiterhin diene zur Mitteilung, dass der in der ersten Versammlung gefasste Beschluss, Herrn Direktor Dapprich einen telegraphischen Gruss zu übermitteln, durch die Absendung folgender Kabeldepesche ausgeführt wurde:

Herrn Direktor Dapprich, Emmerichenhain, Nassau.

Gruss dem treuen Freunde vom Lehrertag.

Achtungsvoll

Lydia S. Hanke,

H. M. Ferren,

Max Griebisch.

Hierauf erklärte Präsident Von der Gröben die 33. Jahresversammlung mit einigen wohlgesetzten Worten für vertagt.

Am Vorabend des 4. Juli kam der Lehrertag mit einem solennen Bankett in der Männerchorhalle zum Abschluss.

Emil Kramer, Schriftführer.



## Die Realien im deutschen Sprachunterricht.

Von Ernst Wolf, High School, Saginaw, Mich.

Unter den vielen Fragen, die für uns deutsche Lehrer von Interesse und Wichtigkeit sind, gibt es glücklicherweise wohl keine einzige, über die wir nicht geteilter Meinung sind. Die Anschauungs- oder Konversations-Methode wird von den Verfechtern der alleinseligmachenden Grammatik- oder Übersetzungsmethode mit kräftigen Schlagwörtern wie "Papageien-Methode", "Kellner-Deutsch", "Bonnen-Französisch" lächerlich gemacht, und die Reformer zahlen prompt und schlagfertig diese Liebenswürdigkeiten zurück mit dem nicht minder eleganten, aber den Nagel auf den Kopf treffenden Schlagwort "Kochbuch-Methode", denn in der Tat beschränkt sich ja die unverfälschte Grammatik-Methode darauf, dem Schüler Rezepte zur Anfertigung sprachlicher Gerichte darzubieten. Dass diese dann so unverdaulich sind wie andere nach dem Kochbuch angefertigte Speisen, ist für den seines Triumphes im voraus sicheren Reformer die natürliche Folge.

Ich halte diesen Zustand keineswegs für beklagenswert; wenn auch manchmal ein wenig mehr Toleranz auf beiden Seiten am Platze und der guten Sache fördernder wäre, so begrüße ich ihn nichtsdestoweniger. Wo Kämpfe wüten, da herrscht intensives Leben, wo gebildete Menschen aus Liebe zu Überzeugungen und Grundsätzen, errungen beim Scheine der mitternächtlichen Lampe, aus innerem Drang nach Wahrheit und Klarheit mit Berserkerwut über einander herfallen, alte Freundschaft in die Brüche gehen lassen in der Verteidigung dessen, was sie für recht erkannt haben oder doch vermeinen erkannt zu haben — da herrscht Fortschritt, da ist Aussicht, dass aus den Reibungen schliesslich doch ein Licht entstehen wird.

Glücklicherweise lebt in unserem Stände im grossen und ganzen des kriegerischen Geistes die Fülle, er macht es undenkbar, dass unsere Versammlungen als solche eines gegenseitigen Bewunderungs-Vereins verkannt werden.

Mit der Absicht, ich darf wohl sagen, in der frohen Hoffnung, an dem Kampfe der Meinungen teil nehmen zu dürfen, bin ich hierher gekommen in die freundliche Seestadt, deren gastfreie Bewohner uns einen so herzlichen Empfang bereitet haben.

Ich habe mir sogar die Gunst erwirkt, den Reigen eröffnen zu dürfen, nicht eigentlich deshalb, weil mein Thema der am heftigsten umstrittene Punkt unserer Meinungsverschiedenheiten ist, sondern weil die Frage des Realienunterrichts für den Grammatiker wie für den radikalsten Reformer gleiche Wichtigkeit und gleiches Interesse hat, und wir uns deshalb bei ihrer Besprechung auf neutralem Boden bewegen.

Wer auch nur einigermaßen mit der während der letzten 15 Jahre erschienenen Literatur über den Unterricht in den modernen Sprachen vertraut ist, weiss sogar, dass die Realienfrage kaum mehr unter die schwebenden zu rechnen ist; auch die reaktionärsten Elemente erkennen an, dass sich der deutsche Unterricht mit dem deutschen Volke, dem deutschen Lande, der deutschen Geschichte, mit deutschen Einrichtungen, vor allem aber mit der deutschen Kultur zu beschäftigen hat.

Hiermit wäre bereits der Begriff "Realien" definiert. Wenn auch die prinzipielle und theoretische Erörterung dieser Frage als abgeschlossen angesehen werden darf, so hat doch leider dieser Zweig des Unterrichts noch über arge Vernachlässigung in den Schulen zu klagen: Noch immer sind unsere Lehrbücher angefüllt mit Äsopischen Fabeln, hebräischen, ägyptischen, babylonischen, griechischen und römischen Mythen, die, so wertvoll, interessant und lehrreich sie auch nach Form, Inhalt und ethischem Gehalt sein mögen, doch in keiner Weise dem Ziele des deutschen Unterrichts dienen, nämlich dem Schüler Verständnis für die eigenartige geistige und materielle Kultur, für Leben und Sitten des deutschen Volkes zu erschliessen.

In einem weitverbreiteten Lehrbuche, das bereits 33 Auflagen erlebt hat, und dessen Verfasser hinsichtlich der Methodik der Radikalsten einer ist, sind folgende Lesestücke enthalten: Die griechischen Spiele. Perikles und die Blüte Athens. Hannibals Übergang über die Alpen. Der Tod des Tiberius. England unter Elisabeth. Shakespeare. Frankreich und Ludwig XIV. Das Ende Ludwigs XVI. Napoleon in Russland. Die wissenschaftliche Prosa Nord-Amerikas.

Ich enthalte mich eines Kommentars; aber das Wort Juvenals — *Difficile est satiram non dicere* — das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Dass der Lesestoff deutsch ist, d. h. sich mit deutscher Geschichte und deutscher Kultur beschäftigt, ist beinahe noch wichtiger als dass — es mag dies paradox klingen und ist auch nicht wörtlich zu verstehen — als dass die Unterrichtssprache deutsch ist, denn "deutsch" in dem Sinne, wie ich es jetzt verstehe, kann man auch in englischer Sprache lehren.

"Deutscher Stoff für den deutschen Unterricht" ist meine erste Forderung. Viel schwieriger ist es, genau festzustellen, was aus der geradezu verwirrenden Fülle der Erscheinungen auf dem Gebiete der Realien in den Unterricht aufgenommen werden kann. Glücklicherweise ist es aber nicht meine Aufgabe, für jede Schulklasse einen Lehrplan aufzustellen, was schon um des willen eine Unmöglichkeit wäre, dass unsere Schulen sich durch die weitest gehende Unabhängigkeit, um nicht zu sagen "Regellosigkeit", auszeichnen.

Der Gründe für die Betonung der Realien sind viele: im weitesten Sinne des Wortes soll dem Schüler durch die bewusste Erkenntnis der fremden Nationalität zum besseren Verständnis der eigenen verholfen

werden; jeder klare Einblick in die Sitten, Gewohnheiten, Rechte und Gesetze des fremden Volkes weckt das Verständnis und schärft den Blick für die Gepflogenheiten des eigenen Volkes. Es ist meiner Ansicht nach eine unbestrittene Wahrheit, dass es weit besser ist, die Vorzüge auswärts und die Fehler daheim zu erkennen, als umgekehrt, mag es auch einem gedankenlosen Chauvinismus als Vaterlandsverrat erscheinen, solche Ketzereien zu äussern.

Dass die Kenntnisse unserer Schüler über die auf dem europäischen Kontinent lebenden Nationen minimal sind, ist eine beschämende Wahrheit. Wenn unsere Schüler glauben, dass die Geschichte Europas identisch ist mit der Geschichte Englands, so ist dies eben dem Umstand zuzuschreiben, dass der Geschichte Englands im Verhältnis zur Geschichte des europäischen Kontinents eine Bedeutung eingeräumt wird, die ihr nicht gebührt. Der deutsche Lehrer sollte nicht versäumen, seinen Kollegen, der Geschichte vorträgt, auf diesen Missstand aufmerksam zu machen.

Aber die planmässige deutsche Landeskunde und Geschichte — dem Durchschnittsschulmeister ist zwar alles ein Greuel, was nicht in ein System gebracht werden kann — würde schliesslich doch nur in einem dünnen, mit Zahlen und Namen überhäuften Abriss gegeben werden können, mit dem wir der Jugend nur geringe Freude bereiten würden. In der Hauptsache werden wir uns damit begnügen müssen, bei der Auswahl der Lektüre solchen Werken hervorragender Schriftsteller den Vorzug zu geben, in denen gewaltige Ereignisse oder das Leben hervorragender Männer bedeutend und fesselnd geschildert werden. Auch wohlgerundete und künstlerisch befriedigende Landschaftsbilderungen sollen willkommen sein.

In Fontanes Geschichte des deutsch-französischen Krieges bin ich einem solchen Abschnitt begegnet, den ich als ein Muster betrachte, und den ich deshalb an dieser Stelle anführen will. Er lautet:

„Der Rhein war das Objekt wie mutmasslicher Schauplatz des Krieges, der Rhein, der vielleicht kostbarste und heiterste Streifen Landes, den die heutige Erde aufzuweisen hat. Hier verwirklicht sich seit einem Menschenalter und länger, was die Philanthropen des vorigen Jahrhunderts „die Glückseligkeit des Menschengeschlechts“ nannten, schöner, reicher und voller, als es jene Menschenfreunde in ihrer traurigen Zeit jemals zu ahnen und zu prophezeien wagten. Der Fleiss der Einwohner, ihr lebhaftes Naturell, ihr unternehmender Geist in Verbindung mit einer, wie im Bewusstsein ihrer ausgestreuten Wohltaten, lachenden Natur haben eine Welt geschaffen, die kaum ihresgleichen hat, selbst nicht in den begünstigsten Zonen, eine Welt, die der Hypochonder der entferntesten Gegenden aufsucht, um sein verfinstertes Gemüt aufzuheitern. Er badet seine Seele in dieser Atmosphäre der Schönheit und des Glücks,



wie seinen kranken Leib in den Heilquellen, die hier überall aus dem Boden springen. Es ist das Land, das keinen Bettler kennt und keine trübseligen Gesichter. Die lustige Pfalz, "Gott erhalt's", die lieblichen Säume des badischen Schwarzwaldes, der langgestreckte Garten der Bergstrasse — das Ganze eine ununterbrochene Perlenschnur von Schönheiten und von Wohnungen des Glücks.

Und mitten durch diese Welt wandelt der gewaltige Strom, wie einer der vier Hauptströme des Gartens Eden, Wohltaten an beiden Ufern austreuend, die mehr wert sind als alle Nibelungenschätze, die in seinem Schosse geborgen liegen. Auf keinem Strome der Welt, einige Mündungen englischer Flüsse ausgenommen, findet sich ein solcher munterer und lebhafter Verkehr, wie auf dem gesegneten Rhein; seine unzähligen Boote und Dampfschiffe, die Schienenwege rechts und links reichen kaum aus, die Völker, die sich an seinen Ufern drängen, und die Erzeugnisse menschlichen Fleisses ihren Zielen entgegenzutragen.

Soweit er seine Windungen erstreckt, wachsen die alten Städte, die noch der Römerzeit ihre Entstehung verdanken, ja entstehen neue auf beinahe amerikanische Weise, und selbst die Dörfer sind Stätten der Bildung, des Genusses, der Wohlhabenheit geworden.

Und das Alles rein aus dem glücklichen Boden dieser warmen Erde und des tätigen Bürgertums erwachsen und erblüht und zu Früchten geworden, an deren Anblick sich das ganze deutsche Vaterland erfreut!

Da ist kein Fuss breit Erde, der nicht kostbar, kein Menschenherz, das nicht vom Geiste der Gesittung angeweht wäre.

Was wir seit einem Jahrhundert singen: "Gesegnet sei der Rhein!" — es ist an seinen Ufern aufs herrlichste in Erfüllung gegangen."

Welch' eine Fülle von Realien ist hier in stylistisch vollendeter, ja poetischer Form geboten. Man zeige dem Schüler bei der Lektüre dieses Abschnitts noch einige Bilder, z. B. "der Rhein bei St. Goar" von Hölzel, in prächtigen Farben ausgeführt, und man wird sich wenigstens einem Ziele des deutschen Unterrichts, der Erweckung des Interesses für das deutsche Land und das deutsche Volk, bedeutend näher befinden, als wenn man sich durch den oft sinnlosen und wertlosen Schund durchquält, den noch manche unserer Lehrbücher enthalten.

Nichtsdestoweniger ist es wohl möglich, unter der Unmasse von brauchbaren und unbrauchbaren Schultexten, die uns heute von den Verlagsbuchhandlungen geboten werden, eine Auswahl zu treffen, die auch den Anforderungen eines Realienfanatikers entsprechen dürfte. Denn es muss immer wieder betont werden, dass die Lektüre als Hauptquelle für den Realienunterricht anzusehen ist, da die Literatur eines Volkes stets unzertrennbar mit seinem Volkstum verknüpft ist.

Ich habe mich im Laufe des letzten Winters der Mühe unterzogen, die Kataloge unserer Verleger daraufhin zu untersuchen und gefunden,

dass fast alle Stoffe angeboten werden, deren wir bedürfen. In der von mir zusammengestellten Liste sind alle bedeutenden Perioden der deutschen Geschichte behandelt; alle Formen der Literatur- historische Prosa, das klassische Trauerspiel und das klassische Lustspiel, das moderne Lustspiel, die Lyrik, die epische Poesie und Novellistik sind darin vertreten; Werke der Klassiker nehmen an Zahl den ihnen gebührenden Platz ein. Diese Liste lautet wie folgt:

Schrakamp, Sagen und Mythen. Goebel, Hermann der Cherusker. Freytag, Ingo. Dahn, Ein Kampf um Rom. Freytag, Karl der Grosse. Aus dem Klosterleben. Scheffel, Ekkehard. Freytag, Aus den Kreuzzügen. Riehl, Kulturgeschichtliche Novellen. Ebner, Walther von der Vogelweide. Hillern, Höher als die Kirche. Schiller, Tell. Hauff, Lichtenstein. Freytag, Dr. Luther. Schiller, Wallenstein. Goethe, Egmont. Scheffel, Der Trompeter. Gutzkow, Zopf und Schwert. Schrader, Friedrich der Grosse, Lessing, Minna von Barnhelm, Goethe, Wahrheit und Dichtung. Kohlrausch, Das Jahr 1813. Freytag, Soll und Haben. Die Journalisten. Zastrow, Wilhelm der Siegreiche. Bismarcks Ausgewählte Briefe und Reden. Wachsenhusen, Vom ersten bis zum Letzten Schuss. Elster, Zwischen den Schlachten. Lodemann, Germany and the Germans. Kron, German Daily Life. Prehn, Journalistic German. Schrakamp, Erzählungen aus der deutschen Geschichte. Berühmte Deutsche. Hoffmanns Historische Erzählungen. Wagners Ballads on German History.

Ich halte dafür, dass der Vorwurf, die Freunde des Realien-Unterrichts vernachlässigten die Herz und Gemüt bildende Seite der deutschen Literatur durch diese Liste aufs wirksamste zurückgewiesen wird; es ist für den ernsten Lehrer, dem der Glaube an Ideale ja nicht verloren gegangen sein darf, selbstverständlich, dass die von ihm gewählten Texte den allgemeinen Forderungen des erziehlchen Unterrichts entsprechen müssen.

Die geographischen Kenntnisse unserer Schüler mögen sich auf ein Minimum beschränken; eine gute Karte von Deutschland, wie etwa die von Kiepert oder von Sydow-Habenicht, die nicht des Guten zu viel enthält, die gelegentlich auch zu Sprechübungen Verwendung finden kann, genügt in einfachen Schulverhältnissen; in längeren Kursen sollte auch des Näheren eingegangen werden auf Deutschlands Lage im Kontinent, seine politischen und natürlichen Grenzen, Bodenerhebungen, Bodenart, unterirdischen Schätze, Gewässer, sein Klima, den durch dasselbe bedingten Pflanzenbau, den deutschen Menschen, seine Gewerbe und Industrien, die in Deutschland vertretenen Konfessionen, seine Verwaltungsbezirke, die wichtigsten Städte, Festungen, Seehäfen, seine Verfassung, die deutschen Kolonien und einige wichtige Daten aus der Geschichte der deutschen Sprache.

In unserem 12jährigen Kursus in Saginaw benutzen wir in den drei obersten Klassen die für die Untertertia, Obertertia und Untersekunda deutscher Gymnasien bei Teubner in Leipzig erschienenen Lehrbücher der deutschen Geschichte von Schenk.

Da Professor Schenk nicht in königlich preussischen Diensten steht, sind seine Bücher frei von jenem ekelhaften, liebedienerischen Byzantismus, der die Mehrzahl in Deutschland erschienener Geschichtsbücher für amerikanische Schulen vollständig unbrauchbar macht, denn die von Sr. Kaiserlichen und Königlichen Majestät anbefohlene "dynastische Gesinnung" muss der amerikanischen Schule ferne bleiben, wenssich durch den erfahrenen Lehrer auch an solche Erscheinungen lehrreiche Vergleiche anknüpfen liessen.

Wenn ich, wie oben bemerkt, auch die planmässige Erteilung des Realien - Unterrichts in den kürzeren Lehrgängen nicht befürworten kann, so bleibt es doch wünschenswert, dass in zwölfjährigen Kursen der Stoff in systematischer Anordnung an der Hand eines vorläufig noch nicht vorhandenen Realienlesebuches geboten werde.

Als die Hauptmittel zur Einführung in die Realien betrachte ich:

1. die Lektüre,
2. die Sprechübungen im Anschluss an historische und geographische Anschauungsbilder,
3. den internationalen Briefwechsel,
4. ein Realienlesebuch,

5. das Memorieren von Gedichten geschichtlichen Inhaltes. Wo immer die Kenntnisse der Klasse zum ausschliesslichen Gebrauch der Fremdsprache berechtigen, sollte diese auch natürlich angewandt werden. In zweijährigen Kursen wird dies nicht möglich sein, in vierjährigen nur ausnahmsweise unter sehr günstigen Bedingungen. Aber selbst in zwölfjährigen Kursen darf und soll die englische Sprache mit-herangezogen werden; manchmal sogar will es mir scheinen, als ob ein sachkundiges Urteil über deutsche Zustände aus berufener englischer Feder — und deren gibt es ja glücklicherweise die Fülle — von ungleich stärkerer Wirkung begleitet sei als das Wort eines in Deutschland geborenen und dort erzogenen Lehrers, selbst wenn er sonst das volle Vertrauen seiner Schüler besitzt. Immerhin sollte jedoch die deutsche Sprache als das naturgemässe Mittel zur Mitteilung dieser Kenntnisse angesehen werden.

Wenn der in Deutschland geborene Lehrer vor dem Fehler gewarnt werden muss, dass er seine Verehrung für alles Deutsche nicht in allzu glühenden Farben male, so muss auf der anderen Seite der deutsche Renegat und der mit deutschen Zuständen nur oberflächlich bekannte Lehrer von amerikanischer Geburt vor einer ebenso grossen Gefahr gewarnt werden: kein Lehrer sollte sich so weit vergessen, dass er die fremde Na-



tion der Lächerlichkeit preisgibt, um nach Art des Demagogen sich Popularität zu verschaffen. Ohne der geschichtlichen Wahrheit eine Blöße zu geben, muss jener sich wohl in acht nehmen, dass er das wohlberechtigte, vielleicht etwas zu reizbare nationale Selbstgefühl unserer amerikanischen Jugend nicht verletze, dieser, dass er sich nicht scheue, der älteren Kultur die ihr gebührende Ehre zu geben.

Es steckt ja so wie so schon ein gut Teil oppositionellen Geistes in aller Jugend; in der amerikanischen gewiss noch mehr als in der europäischen. Ich sage dies gewiss nicht in tadelndem Sinne, im Gegenteil, ich behaupte: wohl der Jugend, dass dem so ist. Ich habe schon Unterrichtsstunden beigezogen, wo ich mich innerlich gefreut habe, dass ich mir sagen konnte, nicht alles, was vom Katheder verkündet wird, wird gläubigen und gedankenlosen Sinnes verschlungen, ohne geprüft zu werden von einer skeptischen Jugend; ist es ja doch unsere vornehmste Aufgabe, die Jugend zu denkenden Menschen heranzubilden, zu Männern und Weibern, in denen sklavischer Autoritätsglaube nicht jede Selbständigkeit im Denken erstickt hat. Ich für mein Teil begrüße den oppositionellen Geist der Jugend als fast die einzige Garantie für die freiheitliche Entwicklung unseres Landes.

Für unsere Schüler würde die Beruecksichtigung der Realien keine neue Bürde bedeuten; sie heisst ja eigentlich nichts anderes als die Wahrung neuer Gesichtspunkte und neuer Grundsätze bei der Auswahl der Lektüre, wenn überhaupt bislang bei deren Auswahl von Grundsätzen geredet werden konnte. Der zu erhoffende Gewinn würde aber selbst eine neue Bürde rechtfertigen. Vor allem verspreche ich mir davon dies:

An der Stelle des sentimentalischen Liebesgehirns, das jetzt so häufig unserer Jugend als geistige Nahrung geboten wird, tritt eine kräftige Speise, die vielleicht momentan den Gaumen nicht in demselben Masse kitzeln wird, die aber dafür umso nahrhafter sein wird. Die Jahre der Schulzeit sind zu kurz, um mit Trivialitäten vergeudet zu werden, der Blick unserer Jugend muss auf Grosses, Ernstes und Bedeutendes gerichtet werden; in einer Republik, wo Mann und Weib dazu berufen sind, ihr Teil zur Lösung der grossen Fragen der Gegenwart beizutragen, ist dies noch viel notwendiger als in einem patriarchalisch regierten Lande. Diesen Fragen werden sie mehr Verständnis entgegenbringen, wenn sie aus der Geschichte eines der mächtigsten Völker, das an Kultur und Gesittung hinter keinem anderen zurücksteht, erfahren werden, wie um jeden Fuss breit Fortschritt gekämpft und gerungen wurde, wie oft die Besten und die Edelsten mit Undank belohnt wurden, die Brutalität und der Unsinn im fleckenlosen Gewande der Unschuld umherwanderten, ihr geschichtliches Verständnis wird erweitert werden, sie werden den tiefen Sinn im Schillerschen Worte „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ würdigen lernen.

Das ist aber noch nicht alles: Unsere Jugend wird auch lernen, sich von der Vormundschaft einer chauvinistischen Presse freizumachen, in deren Spalten die Fremdenhetze sich immer mehr in der ekelhaftesten Weise breit macht. In Europa ist es in dieser Hinsicht ja nicht viel besser. So schreibt Professor Hartmann in einem Artikel im Organ für den internationalen Briefwechsel Folgendes: "Die Presse ist eine Schule des gegenseitigen Hasses geworden, wie zwischen Parteien und Konfessionen, so zwischen verschiedenen Völkern. Nichts kann den Zeitungsschreiber daran hindern, ein fremdes Volk so boshaft und gehässig in den Staub zu ziehen, als sein Temperament ihm eingibt."

Wir verlangen von unseren Schülern gewiss nicht, dass sie sich bei Betrachtung fremdländischer Erscheinungen auf eine fremdländische Gefühlsbasis versetzen sollen. Wir sind zu allen Zeiten bereit, von fremden Nationen das anzunehmen, was brauchbar, gut und schön ist, müssen uns aber ganz entschieden das Recht vorbehalten, mit unserer eigenen Elle zu messen.

Der Realien - Unterricht, wenn in diesem Sinne erteilt, wird ein gut Teil dazu beitragen, ein besseres Verständnis zwischen den beiden in Frage kommenden Nationen herbeizuführen, und dann das werden, was er sein sollte, ein im edelsten Sinne des Wortes patriotisches Werk.

## Monolingualism, the Bane of This Country.

By H. M. Ferren, High School, Allegheny, Pa.

Most of the opposition in this country to a thorough and extensive study of modern foreign languages emanates from a misconception of the word, Americanize. To the average Anglo-American it is synonymous with a Circean form of Anglicizing or Hibernicizing foreigners coming to our shores. Let us attempt a broader definition: Americanization is a gradual assimilating process allowing each constituent part of our heterogeneous population ample time and opportunity to contribute its share of what is typically strong and good. In no other manner can our social life receive that versatility and richness of content so indispensable to a nation's happiness.

The coming of the Germans to America, to cite the most representative case, has much in common with the transplanting of a tree. If it is to flourish in other environments, its primary root must remain intact, the contiguous earth should be retained, nor should the new soil differ much from the old. Their language is to the Germans, what the primary root is to the tree. Sever it, and they are prematurely blighted. Whatever vegetation remains, is as the mistletoe to the oak or as the sucker to the fruit-tree. Their time-honored customs and traditions are to them as the original earth which has been left adhering to the roots of the newly transplanted tree and through which alone its sustenance can be properly conveyed. Lastly, they thrive best in a rather meagre soil. When placed in too fertile a loam, they develop luxuriant foliage, but cease to bear fruit. The criminal indifference with which our wealthy Germans look upon the sublime mission of their countrymen in our republic is a heartrending illustration of this fact.

To foster his language and song, to cling to his national customs and traditions with every tendril of his soul, is the most sacred duty devolving upon the German-American. In performing it, he will not only transmit to the American nation its legitimate inheritance from the fatherland, but will also develop his own faculties to their fullest extent, thereby becoming a more versatile and more useful member of society.

By breaking with his own past, in order to become Anglicized, he would lose his ethnical characteristics, without, however assuming another nationality. For civilizations, such as the English and the German, are the products of centuries, and it is a fatal error to imagine that they can be exchanged at will like articles of wearing apparel.



The scarcely landed foreigner who shouts himself hoarse in praise of the American flag and maligns his native land is a superficial, fickle-minded person, upon whom we could place no reliance in time of national peril. The German by birth or descent who has cast aside the precious heritage of his great language and literature is a rudderless ship on an unknown sea. He is left without a past and without a people. He is neither English nor German, but only a hideous mixture of the baser elements of both. Though he be self-sustaining, though he may add to our material prosperity, he is nevertheless a pauper and a parasite feeding upon the very heart-blood of our nation. Were it not for his deplorable ignorance, he would have to be branded as a traitor even more culpable than Benedict Arnold.

I am far from underrating the invaluable benefits which we have derived from England. No blame attaches to her, for she has done more than her duty by us. But the composite nature of the American people makes it imperative that other forces beside those of English origin should become more than nominally operative in our national organism.

While the Revolutionary War gave this country its political autonomy, the overwhelming predominance of the English language caused it to remain a British dependency from a social and intellectual point of view. With the increasing immigration from Europe this state of dependence became ever more incongruous and detrimental. What a magnificent legacy was never claimed by us, because our English eyes could not behold it! What a Gospel of European culture was preached in vain to us, because our English ears were deaf to it! Myriads of seeds fraught with untold blessings, pregnant with the possibilities of a rich and re-plendent vegetation, are being wafted to us year after year across the Atlantic; yet they cannot take root in our shallow monolingual soil.

Monolingualism has been our greatest curse! By suppressing our latent powers, it has retarded our intellectual growth and has impoverished our social life. It has made a desert of what might have been a paradise. It has robbed this nation of its soul!

Nor will the dawn of a brighter era appear, until Americans learn to comprehend and to put in practice the message which the non-English literatures contain for them.

The first step in this direction will consist in enabling our youth, not merely in a few large cities, but all over the land, to begin a second representative modern language at such an early age that they may become imbued with its literary spirit and may make its masterpieces part of their own flesh and blood. The prevailing custom of beginning all foreign languages in our secondary schools is based upon the irrational assumption that knowledge can be compressed and cut and piled up indiscriminately like so many bales of hay. Under this arrangement the time

devoted to modern language study is so short and the number of participants so limited that it can be nothing else than an imaginary quantity in our public education.

The more languages we master, the broader our horizon, the keener our vision becomes. It is a fallacy to suppose, that we can absorb the European literatures through English translations, lectures and book — reviews. No more than all the waters of the Baltic and the German Ocean can enter the Atlantic through the English Channel, no more does the English language suffice to convey to the American people their intellectual and social heritage from the continent of Europe. Moreover, Anglo-American literary criticism of to-day resembles a river with countless shoals and gorges, where many a vessel bearing a cargo of inestimable value is stranded on the sand-banks of dilettanteism or is dashed to pieces in the narrows of frenzied racial prejudice, erroneously called patriotism. The English language is too weak a glass for the American; it cannot reveal to him the civilization of the world. Only when he learns to look through the compound lens of more than one great literature, will he discern in distinct outlines and in symmetrical form, what now appears blurred or distorted to him. Then he will perceive the real purport of Schiller's criticism addressed to the English: "Sluggishly the thick blood flows in your veins. Pleasure is foreign to you, who know but frenzy." Then he will glean a profounder meaning from that beautiful inscription above the portal of the famous music hall in Leipzig: "True enjoyment is a matter of grave importance." Then the truth will dawn upon him that the Germans, in promoting music and song in this country, contributed infinitely more toward the suppression of vice than all our law and order societies ever did or ever will do. Brutality and excess of every kind come rushing in, like a replenishing ether, wherever a social vacuum occurs. To displace them effectively, we must secure a richer content for our inner national life. Our temperance and Sunday questions, along with many others of a similar nature, will sink into insignificance, the moment we learn to provide for the masses the proper forms of enjoyment, because a heart overflowing with genuine joy has no room for wickedness.

Let us hope that, that this nation may soon proclaim a second declaration of independence, that it may bid a friendly but final farewell to British insularity. Long enough we have tarried in the narrow English Channel. Let us lift our anchors and hoist our sail! 'Tis time to put to sea — in quest of our lost birthright, the golden fleece of the world's best thought.

## Die deutsche Schriftstellerin von gestern und heute.

Von Dr. Otto Heller, Professor an der Washington-Universität, St. Louis, Mo.

Das in der deutschen Literaturgeschichte eingebürgerte Verfahren, die Frauenschriftstellerei als ein besonderes Untersuchungsgebiet für sich zu behandeln, wurde, obschon es prinzipiell durchaus nicht einwandfrei erscheint, auch für die vorliegende Arbeit eingeschlagen. Zwei Erwägungen waren bestimmend. Einmal drängte die Reichhaltigkeit der Materie zu einer orientierenden Übersicht; sodann lockte die Aufgabe, den immerhin erkennbaren entwicklungsgeschichtlichen Verlauf der Frauenschriftstellerei des vergangenen Jahrhunderts darzustellen. Das fast allgemeine Urteil über die literarische Produktion der Frauen kündigt sich schon in der herkömmlichen Methode an, den einzelnen Abschnitten der Literaturgeschichte kurze, oft flüchtige und unzuverlässige Kapitel über die "einschlägigen" Autoren weiblichen Geschlechts anzuhängen. Und im grossen und ganzen betrachtet, ist das entschuldbar. In Sachen der Kunst sind die Frauen die Nachzügler der Weltgeschichte. Es gebricht ihnen in peinlichem Grade die Kraft zur künstlerischen Selbstbestimmung. Dafür besitzen sie allerdings ein grosses Nachahmungs- und Anempfindungstalent. Soll man die Schuld für ihr scheinbares Unvermögen zu „potenziertem“ Persönlichkeitsausdruck der jahrhundertelangen häuslichen Eingezogenheit der Frau, ihrer Ausschliessung von höheren Interessensphären zur Last legen? Lassen wir das von der Deutschen immerhin gelten. Wie steht es um die Frauenliteratur galanterer Völker? Man gehe hin und prüfe. Wo bleiben die Nachfolgerinnen einer George Eliot, einer George Sand? Stehen nicht beide vereinsamt in ihrer Grösse? Noch viel trauriger sieht es mit dem weiblichen Kunstschaffen bei uns in Amerika aus, wo doch weissgott die Frauen nicht über Unterdrückung zu klagen haben. Ungepanzert, wie ich bin, gebe ich kühn der Wahrheit die Ehre: aus der amerikanischen Frauenwelt ist bisher keine einzige grosse Kunstleistung hervorgegangen.

Man halte mit Entrüstungsausbrüchen nachsichtigst zurück. Es fällt mir nicht im Traume ein, die hohe literarische Kultur der Frau abzuleugnen. Ich kenne ihre wohlthätige Einwirkung auf das Schrifttum der Vergangenheit. Ich glaube etwas von ihrem Einfluss auf die mittelalterliche Lyrik und Epik zu wissen; auch von der weit gesünderen, gleichfalls mässigenden und verfeinernden Einwirkung gebildeter Frauen auf Goethe und Schiller. Iphigenie, Leonore, Dorothea, Johanna, das sind unwiderlegliche Zeugnisse. Vollends die Briefwechsel jener geistig regen Zeit beseitigen den letzten Zweifel. Aber was haben die Frauen von Weimar und Jena aus dem eigenen Kön-



nen zu unserem literarischen Besitz beige-steuert? Und die weiblichen Nachklassiker der nächstfolgenden Generation, sind nicht die Spuren ihrer Tätigkeit so gut wie verweht? Höchstens, dass wir uns vom Pennal her an den prächtigen „Columbus“ der Luise Brachmann erinnern, die sich so effektiv an Schillers männliche Schulter zu lehnen weiss.

Die sogenannte Frauenschriftstellerei kam erst im neunzehnten Jahrhundert in Schwang. Man kann sie zur systematischen Übersicht etwas grobschlächtig in Kunst-, Tendenz- und blosse Unterhaltungsliteratur zerlegen. Ganz achtlos können wir an der letzteren nicht vorbeigehen, gerade wir deutschen Lehrer in den Vereinigten Staaten nicht; denn aus den Büchern dieser Sorte sind zum grossen Teil die hiezulande verbreiteten unerfreulichen Ansichten über deutsche Wesensart, zumal über den Charakter des deutschen Weibes unter die Amerikaner gedrungen.

Von den schablonenhaften Typen dieser Leihbibliotheksschmöker sei es deshalb verstattet, einen einzigen leicht hervorzuheben: die weltberühmte deutsche Jungfrau mit den blonden Zöpfen, dem veilchenblauen Auge und ditto Gemüt. Zart und züchtig bewegt sie sich ewig lächelnden Mundes in dem mit Recht so beliebten häuslichen Kreise. Ihre geistige Ausbildung hat sie hauptsächlich durch Lektüre für die reifere weibliche Jugend erlangt, doch liest sie daneben auch Schiller und Uhland, auch dieses und jenes von Goethe; sogar den expurgierten Heine lispelt sie über ihrem Stickrahmen. In allen übrigen Dingen sanft und versöhnlich, kennt sie in ihrem musikalischen Eifer weder Zügel noch Schonung. Das Wenige, was sie zu sagen hat, kann sie auf deutsch, englisch und französisch von sich geben. Für Blumen und Kanarienvögel schwärmt sie vorschrittmässig. Als wirbelloses Geschöpfchen wandelt sie—durch das Leben? Nein, durch den Roman, um im letzten Kapitel irgend einen uniformierten Schmachtlappen mit Herz und Hand zu beglücken. Was Wunder, wenn Amerikaner, die sich aus derlei Scharteken vertrauensvoll ihre ethnologische Belehrung holen, die ganze deutsche Romanliteratur für sentimental erklären!

Doch betrachten wir bis auf weiteres die beiden anderen ernst zu nehmenden Arten der Frauenschriftstellerei. Nur in ganz vereinzelt Fällen haben sich unsere Autorinnen in künstlerischem Sinne, d. h. durch sichere Formbeherrschung und die Gabe, intensiv zu erleben und das Erlebnis geklärt, doch ungeschmälert ins Werk herüberzuretten, ausgezeichnet. Hingegen, eine aussergewöhnliche Intelligenz und eine mutig zupackende Energie wird man fraglos vielen unter ihnen zuerkennen. Mit ausgesprochenem Reformatoreneifer ziehen sie vorzugsweise für die sog. Frauenemanzipation zu Felde. Und mehr als einen Sieg haben sie für ihre Sache mittels ihrer literarischen Arbeit erkämpft. Zwar weitaus nicht alle Schriftstellerinnen schlagen sich zur liberalen Partei; doch die vornehmsten kämpfen mit wenigen Ausnahmen für Fortschritt und Freiheit. So

finden wir zum Beispiel, dass sogar die durch ihr Temperament und durch enge persönliche Bande mit der romantischen Schule verstrickte Bettina von Arnim, statt die reaktionären Bestrebungen der Spätromantik zu teilen, ähnlich wie Heine von dieser zur jungdeutschen Zeitliteratur übergeht.

Für die tendenziöse Frauenliteratur wurde „das Junge Deutschland“ die bedeutungsvollste Episode. Von Frankreich her war zusammen mit mit den übrigen revolutionären Ideen eine neuartige Auffassung der Ehe eingedrungen. Als Nachhall der von St. Simon, George Sand und anderen erhobenen Forderungen erklang in dem weiblichen Anhang Jungdeutschlands der Ruf nach einer neuen, vernunftmässigeren Regelung des ehelichen Verhältnisses in allen Tonarten wieder: von der Verstaatlichung der Familie durch die Civilehe bis zu ihrer praktischen Abschaffung durch die „freie Liebe“ variierten die verschiedenartigsten Vorschläge; und sie alle musste der dehnbare Ausdruck „Emanzipation“ decken. Das Auftauchen unverfälscht anarchistischer Maximen mitten unter den Vorarbeiten für einen sozialistischen Umbau der Gesellschaft lässt die berechtigte Frage aufsteigen, ob nicht Sozialismus und Individualismus am Ende doch nur divergierende Ausflüsse derselben Triebquelle seien.

Auch diesmal stiess die fanatische Fraktion der Frauenrechtlerinnen die öffentliche Sympathie ab, und man blieb infolgedessen in weitesten Kreisen blind gegen die Berechtigung der Bewegung. Daher rührt auch die allgemeine Unwissenheit über die damaligen Frauenbestrebungen. Unser „neues Weib“ würde sich über die Modernität seiner Grossmütter nicht übel verwundern, wenn es z. B. wüsste, wie kräftig eine gewisse Julie Burow für berufliche Frauenerziehung plädierte oder die Urheberin des 1855 gegründeten „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“, Luise Otto, für die Organisierung weiblicher Gewerkschaften eintrat.

Die gegensätzlichen Standpunkte innerhalb der jungdeutsch gefärbten Frauenliteratur, den kollektivistischen und den individualistischen, bezeichnen am deutlichsten die Werke zweier in jeder Hinsicht grundverschiedener Frauen: Ida Hahn-Hahn und Fanny Lewald. Ihr Leben umspannt fast das ganze Jahrhundert und reicht bis zu den Anfängen der literarischen Gegenwart herauf. Literarisch genommen sind sie aber schon lange tot, und die neuerdings von Richard Meyer an der Gräfin Hahn-Hahn vorgenommenen Wiederbelebungsversuche werden verlorene Liebesmüh' bleiben. Ida Hahn-Hahn gehört in ihre, nicht in unsere Zeit; oder besser, sie gehört mit ihrer kapriziösen Überspanntheit selber in die von ihr erschlossene Romanwelt. In der Tat bilden ihre Heldinnen eine Galerie von Selbstporträts; in hellen Lichtern gemalt, in reichstes vergoldetes Schnitzwerk eingerahmt. „Aus der Gesellschaft“ erschien 1838. Der Titel klang wie eine Anpreisung, schien ein Versprechen zu enthalten. Die Gräfin hielt Wort. Sie hat das staunende bürgerliche Publikum

in die mit glitzernden Uniformen und fabelhaft dekolletierten Toiletten erfüllten Säle der vornehmen Welt eingeführt. Doch nein; nicht eingeführt. Dazu ist sie zu sehr Standesdame. Nur zur Galerie hat sie den Söhnen und Töchtern der *miserable* den Eintritt vergönnt. Und wie so ganz fühlt man sich Canaille, wenn man in das Gewühl der waschechten Herrschaften drunten hineinblickt! An der Saaltür steht die wachsame Gräfin; Fürsten, Grafen, Freiherren, zur Not noch einfache Vons dürfen nach Belieben ein und aus. Für Bürgerliche bedarf es einer besondern Legitimation, die nicht viele aufbringen können: Genialität, oder doch das Surrogat, das die Gräfin dafür nimmt, nämlich ein luftballonartiges Expansionsvermögen, eine stets in Gefahr des Platzens schwebende, hochstrebende, unbefriedigte, immer etwas-aber-ich-weiss-nicht-was wollende Künstlerseele. Vor allen Dingen muss man eine komplexe Natur sein, um vor der hohen Frau zu bestehen. Denn gegen alles Einfache, vom äusserlichsten Kleidungsstück bis zum innersten Charakterzug, hat sie eine unüberwindliche Abneigung.

Die Milieuschilderung der Hahn-Hahnschen Romane erhebt keinen Anspruch auf Lebenstreue. Was sie an wirklichem Wahrheitsgehalt besitzen, ist bereits konstatiert. Sie reihen sich zu einer Universalbeichte zusammen. Eine überschwengliche Enthusiastin, stürmische, lodernde und dennoch kapriziöse Liebhaberin, eine fanatische Glaubensbekennerin, so stellt sich die Verfasserin in diesem vielfältigen Selbstbildnis dar. Was Ida Hahn-Hahns Ethik betrifft, so steckt in ihr schon ein entschieden herrenmoralischer Keim: Befreiung von der konventionellen Moral wird laut gefordert. Doch nicht für die Herde der Vielzuvielen; nur der das Durchschnittsmass überragenden Persönlichkeit wird sie als Vorrecht zuerkannt.

Dieser rücksichtslosen aristokratischen Selbstüberhebung steht der demokratische Altruismus Fanny Lewalds gegenüber. Was die künstlerische Darstellung angeht, ragen ihre Werke nicht entfernt an die der Gräfin Hahn-Hahn heran. Unromantisch bis zur Nüchternheit, beredt nicht durch hinreissenden Schwung der Sprache oder die Macht der Leidenschaft, sondern lediglich durch unerschütterliche, mit festgefügtter Logik vorgetragene Überzeugung, war sie ein bedeutsamerer Faktor in der Frauenbewegung als in der Literatur. Auch sie giebt in ihren Schriften den auf die Ehe bezüglichen Fragen einen breiten Raum, und zwar behandelt sie dieselben mit einer solchen dialektischen Schlagfertigkeit und ruhigen Positivität, dass z. B. ihr Buch „Eine Lebensfrage“, worin sie der Zulässigkeit der Ehescheidung energisch das Wort redet, nicht verfehle einen allgemeinen tiefen Eindruck zu üben.

Nicht wenige Schriftstellerinnen verbleiben jedoch trotz des herrschenden Zeitgeists ausserhalb des Radikalismus oder fassen gar in der Reaktion festen Fuss, weil die sozialpolitischen Verbesserungsvorschläge



und -versuche, welche die Gestaltung dieser Welt der göttlichen Vorsehung entwinden möchten, ihren frommen Seelen Besorgnis und Grauen einflössen. Weit über die gottergebene Protestantin Marie Nathusius, die Verfasserin des "Tagebuchs eines armen Fräuleins" erhebt sich die katholische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Läge nicht über ihren Gedichten und Novellen eine schattenhafte mystische Verzückerung, wäre ihr sonst so hellblickendes Auge nicht von religiöser Bigotterie verschleiert, man müsste ohne weiteres der Kritik beipflichten, die Annette von Droste für Deutschlands vornehmste Dichterin erklärt. Auch so wird man die loyale Tochter der roten Erde ohne Übertreibung als die erste grosse Heimatkünstlerin Deutschlands, als einen der grössten impressionistischen Naturdichter anerkennen müssen.

Wie sich trotz der resignierten Grundstimmung bei Droste-Hülshoff nicht selten das eigenste Persönlichkeitsbewusstsein gegen das Joch der Satzung bäumt, so auch bei der gleich ihr nachdenklichen, aber weit leidenschaftlicheren Wienerin Betty Paoli. Gegen die Emanzipationsbestrebungen ist sie gleichgültig. Das Weib darf nur einen Ehrgeiz kennen: die Erfüllung ihres Berufes, durch unbedingte Selbsthingabe zu beseligen und selbst also selig zu werden.

Wir müssen nun auf kurze Zeit von der Frauenliteratur ernsten Gehalts abschweifen und uns den beiden populärsten Schriftstellerinnen ihrer Zeit zuwenden, die mit bewundernswertem Gleichmut die Stürme des öffentlichen Lebens von sich fernzuhalten verstanden. Es würde schwer halten, in der Literaturgeschichte analoge Beispiele für das schreiende Missverhältnis zwischen öffentlicher Bewertung und wirklichem Wert anzuführen, das uns in der Popularität der Luise Mühlbach und Charlotte Birch-Pfeiffer entgegentritt.

Mühlbachs Unglück war die spielende Leichtigkeit, mit der sie produzierte. Ihre Laufbahn fiel in eine Epoche, in welcher der "gebildete" Leser dem Romanschriftsteller in Bezug auf historische Treue nicht sehr auf die Finger sah; wo dem letzteren folglich nicht sehr viel daran lag, die Weltgeschichte und ihren Treppenwitz streng auseinanderzuhalten. Mit ihrem dreizehn Bände dicken Friedrich dem Grossen machte die Mühlbach ihren ersten Schlager. Fortan klapperte sie ihre Dutzend Bände pro Jahr ab. Von Friedrich dem Grossen bis auf den Vater des jetzt regierenden deutschen Kaisers entging kein Held der europäischen Geschichte ihrem scharfen Küchenmesser; und alle wurden sie lecker zubereitet und appetitlich garniert. Doch obgleich die vortreffliche Köchin und Wirtin mit ihren Opfern aufs sparsamste verfuhr und die Gerichte äusserst dünn aufs Brot strich, brauchte sie bei ihrer grossartigen Betriebsamkeit dennoch den ganzen historischen Proviant auf und war genötigt, an ihrem Lebensabend dem ungestillten Hunger ihrer zahllosen Leserschär ihre alten Lieblinge nochmals aufzuwärmen.

Es ist ein Sprichwort, das lautet: Ein Unglück kommt selten allein. Charlotte Birch-Pfeiffer ist die Luise Mühlbach des deutschen Dramas. Von dramatischem Erfassen und Gestalten eines lebendigen Charakters hatte sie keine Ahnung; doch wusste sie als routinierte Schauspielerin, wie man dankbare Rollen verfertigt. Was Handlung und Komposition betrifft, lassen ihre Theaterstücke für den besseren Geschmack fast alles zu wünschen übrig. Dafür verstand sie banale Szenen zu einer geschickten Augenblickswirkung zusammenzuzimmern und verfügte über eine nie versagende Macht auf die Lachmuskeln und Tränendrüsen des spiessbürgerlichen Parterres. Und ihre Unternehmungslust! Dickens, Brontë, Victor Hugo, George Sand, Bulwer, George Eliot, Auerbach, Spindler, Schücking, alle wurden sie wie podolische Mastochsen zur dramatischen Schlachtbank geführt; der beste Roman wurde fix in ein von klebriger Sentimentalität triefendes Schauspiel umgewandelt. Wie schade für die genialen Schöpfer des "Theatrical Trust", dieser unserer unvergleichlichen demokratischen Einrichtung, dass Charlotte um ein halbes Jahrhundert zu früh auf die Welt kommen musste!

Und hinter Mühlbach und Birch-Pfeiffer gähnt die unendliche Öde der vom Weibe geborenen Unterhaltungsbücher. Um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts war das Romanschreiben eben die einzige vermeintlich geistige Tätigkeit, die dem Weibe offen stand. Dazu erleichterte die Stabilität des öffentlichen Geschmacks den Schriftstellerinnen ihren Beruf. Eine Definition des Familienromans kann ich mir glücklicher Weise erlassen. Unter dem Protektorat der Familienblätter, unter denen etwa die Gartenlaube das höchste Niveau bezeichnete, das vom Bildungsphilister geduldet ward, bemächtigten sich unsere Schriftstellerinnen dieses Genres. Seine Zeit ist noch immer nicht vorüber. Auch hier in Amerika nicht. Das beweist der eben erst in der Abkühlung begriffene Triumph von Winston Churchills zwar garantiert unschädlichem, aber von Apollo und allen Musen verlassenem Geschreibsel.

Wer kennt nicht das ausgeprägteste Muster aller Romanfabrikantinnen dieses Schlages, die liebenswürdige, rührselige, betriebsame E. Marlitt? Wer erinnert sich nicht dankbewegten Herzens an "Goldelse", "Reichsgräfin Gisela", "Im Hause des Kommerzienrats", "Das Geheimnis der alten Mamsell", "Die zweite Frau", "Das Heideprizesschen" und die sonstigen spannenden Geschichten, die man in frühlinggrünen Jahren auf der Schulbank unter den Augen des ahnungslosen Lehrers dreist verschlang? Freilich, prüft man sie nach, so stellt sich unsere Marlittbegeisterung von damals als eine der naturnotwendigen Jugendeseeleien heraus, die jeder halbwegs vernünftige Mensch—tantum mutatus ab illo—durchgemacht haben muss. Gewisse Vorzüge findet man allerdings in den Marlitt'schen Romanen zu seinem grossen Vergnügen wieder: die

gewandte Schreibart, die Anmut der Schilderung, das — wenn ich es so ausdrücken darf — angenehme Exterieur mit den gefälligen Manieren. Aber man ist leider ein alter Knabe geworden, hat zugelernt und legt die nüchternen Tatsachen des Lebens als Massstab an die Lektüre an; das etwas verhärtete Gemüt reagiert nicht mehr so leicht auf romanhafte Schönfärbereien. Nicht ohne einen gewissen neidischen Verdruss nimmt man jetzt wahr, wie es die Marlittschen Menschen mit ihrem vortrefflichen Herzen und mässigen Verstand alle so herrlich weit bringen, durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg, Ende gut alles gut. Denn das erste Gebot, oder besser gesagt Verbot aller echten Familienromane lautet: Ein schlimmes Ende ist strengstens untersagt.

Unter den Jüngerinnen der Marlitt, die man gemeinhin abschätzig bloss als ihre mechanischen Nachtreterinnen beurteilt, sind ganz beträchtliche Talente, die, wenn sie auch in der Führung der Handlung an der Methode der Meisterin festhalten, doch in der Auslegung des menschlichen Charakters und Schicksals eine grössere Selbständigkeit an den Tag legen; wie E. Werner, Golo Raimund, Egon Fels, Emmy von Dincklage und Claire von Glümer. Noch unabhängiger erweisen sich die etwas jüngeren Sophie Junghans und E. Junker. Mit diesen sind wir bereits an der Schwelle der neuen Zeit angelangt. Der Ruhm, das erste Frauenwerk von bleibendem Werte im neuen deutschen Reiche geschaffen zu haben, gebührt unstreitig Luise von François. Das Buch führt den Titel "die letzte Reckenburgerin" und gewährt mit seiner realistischen Spiegelung patriarchalischer Lebensformen eine weit ernstere Auffassung der Kunst und einen entschieden solideren Idealismus als bei Marlitt und ihrem Gefolge zu verspüren ist.

Eine gleich vornehme Erscheinung wie Luise von François war die vor wenigen Monaten dahingegangene Malwida von Meysenbug. Ihre dreibändigen Memoiren buchen die Geschichte eines seelisch erlebnisreichen, von der Freundschaft der Besten ihrer Zeit erleuchteten Wandels. Der direkten Beteiligung an der Frauenbewegung enthalten sich die letztgenannten geistvollen Frauen, weil sie vorerst die Kräftigung der idealistischen Triebe aller Menschen ohne Unterschied des Geschlechts nottuend dünkt.

In dieser Anschauung begegnet ihnen eine weit berühmtere Genossin, die nun vierundsiebzigjährige Marie von Ebner-Eschenbach, die mit vollem Recht als eine der grössten Novellistinnen der Gegenwart, ja vielen Kritikern geradezu als der hervorragendste deutsche Prosadichter gilt. Man mag mit solch uneingeschränktem Lobe einverstanden sein oder nicht, Ebner-Eschenbach zwingt auch dem borniertesten Gegner der Frauenschriftstellerei höchste Achtung ab. An ihr imponiert vor allem die Geschlossenheit der Weltanschauung. Im Grunde mit der bestehenden Ordnung der Dinge nicht unzufrieden, sagt sie auch zu der herr-



schenden Moral im ganzen ja. Aber ihre Menschen brauchen sich darum doch nicht den Satzungen der Gesellschaft zu fügen. Gewöhnlich allerdings müssen sie in diesem Kampfe unterliegen, denn in der Führung der Handlung lässt sich die Dichterin durch keine albernen Bedenken vor einem tragischen Abschluss die Hände binden. Trotz ihrer Vertrautheit mit den Schwächen und Lasten der Menschen setzt sie eine feste Zuversicht auf die Verbesserungsfähigkeit der Menschen. Derselbe Glaube an die Menschheit durchtränkt die reflektiven Dichtungen Carmen Sylva's, der Königin von Rumänien. Der Grundpfeiler ihrer optimistischen Philosophie ist die von Darwin und seinen Schülern ausgebaute evolutionistische Erkenntnislehre.

Auf den Werken der soeben besprochenen Schriftstellerinnen liegt ein starker, wiewohl später Abglanz der grossen Zeit Goethe's und Schillers. Um ohne Umschweife von diesen Schriftstellerinnen zur sogenannten "Moderne" zu gelangen, müssen wir zunächst den Sprung zu einer kleinen Gruppe von Übergangstypen wagen. Es sind Österreicherinnen, aber das saftige, fidele Temperament des ostmärkischen Phäaken eignet keiner unter ihnen. Höchstens findet Ada Christen ab und zu den Ton des leichtblütigen „Weaner Hamurs“. Sonst huldigt gerade sie einem tiefdunklen Pessimismus. Ihr spezifisch moderner Zug beruht in der mutvollen Blosslegung ihres weiblichen Gefühlslebens. Einer ähnlichen Unverhohlenheit begegnet man bisweilen bei Ossip Schubin, sie berührt aber bei ihr peinlicher, weil sie nicht den Eindruck der Echtheit macht. Die auf sie gesetzten grossen Hoffnungen hat Schubins sensationslüsterne, unstät hin und her flackernde Wesen zu nichte gemacht. Für hysterisch möchte man auch die streckenweise wie eine schwüle Atmosphäre auf ihren Erzählungen lagernde Erotik ansehen. Gerade in diesem Zusammenhang, an der Schwelle der „Moderne“, wird die Erörterung eines etwas heiklen Themas unvermeidlich. Ein unterscheidendes Kennzeichen der heutigen Frauenschriftstellerei ist eine hart an Schamlosigkeit streifende Offenheit. Hatten früherhin unsere Damen von der Feder in heiliger Scheu vor der keuschen Mädchenseele auch die leiseste unzarte Andeutung zimperlich vermieden — Namen wie Otilie Wildermuth und Elise Polko sind noch heutigen Tages ein Geleitbrief zum Weihnachts- und Geburtstagstisch der höheren Tochter — so gefallen sich viele unserer beliebtesten modernen Schriftstellerinnen in der Erörterung von Dingen aus der geschlechtspsychologischen Sphäre. Indem sie stolz die sinnliche Seite der Weibsnatur offenbaren, nehmen sie oft eine feierliche, weihevollen Miene an. Das ist bei Maria Janitschek der Fall, die, gleichfalls zur Gruppe der Vorläuferinnen gehörig, als die erste rückhaltlos zur Moderne überging. So fand auch Nietzsche's Übermenschenevangelium an ihr eine verzückte Priesterin. Liegt doch in dem durch Nietzsche entbrannten Kampf um eine künstlerisch freie, ganz individuell zu nor-

mierende Lebensform die mächtigste Triebfeder der jüngstdeutschen literarischen Bewegung. In den Werken der Frauen hat die Saat des grossen Rebellen zweierlei Frucht getragen: einen bis dahin unerhörten Kunst- und Künstlerkultus und, was in seinen ethischen Folgen schwerer ins Gewicht fällt, die Entschlossenheit zu rücksichtsloser Selbstdurchsetzung. Einst waren es die Frauen, die in erster Linie ihre Persönlichkeit dem allgemeinen Wohl unterzuordnen bereit waren. Heute verkünden sie mit erhobener Stimme den fundamentalen Lehrsatz der Stirner-Nietzsche'schen Wahnlehre, der Gesellschaft gegenüber habe der Einzelne immer recht; wer das Glück eines schöpferisch tätigen Daseins begehre, der dürfe, ja müsse den formelhaften Moralkodex der Herde, der Vielzuvielen von sich schleudern. Man kann sich leicht denken, in welcher Weise dieses grundlegende Element eines fragmentarischen Anschauungskomplexes die Frauenemanzipation beeinflusst. Nicht ausschliesslich gegen die männlichen Unterdrücker, sondern auch gegen die unerschöpfliche Geduld des Weibes, gegen seine haustierähnliche Zahmheit richten sich hinfort die heftigsten Angriffe. Ein Tier, so ungefähr drückt sich Helene Böhlman einmal aus, ein Tier, hätte man es gehetzt, wie man das Weib gehetzt, hätte irgend eine Waffe an sich entwickelt, ein Horn etwa oder einen Giftzahn. Das Weib hingegen wurde zahmer und zahmer, zahm bis zur Widerlichkeit, ein Lasttier im wahrsten Sinne des Wortes.

Jetzt soll es sein Joch abwerfen. Dazu bedarf es vor allen Dingen einer ganz eigenpersönlichen Moral, die natürlich auch unter den Weibern nur den eigentlichen Herrenmenschen zukommt. Dass es gefährlich ist, jeden selbst darüber bestimmen zu lassen, ob er ein „Vielzuvieler“ oder ein „Einzigster“ sei, darüber scheint sich Nietzsche keine Gedanken gemacht zu haben. Übrigens ist aus seinem anregungsreichen, wenn auch nicht ganz gesunden Individualismus dem deutschen Schrifttum kein Schaden erwachsen. Und auch das deutsche Gemeinwohl hat Nietzsche's Anarchismus meines Erachtens nicht gefährdet. Ist doch sein Übermenschentum nur ein höchstens im Kunstberuf durchführbares, dazu recht vages, Reservatrecht. Hier in Amerika, wo unser aller Zwingherrin, die öffentliche Meinung, mit dem Nietzsche'schen Übermenschen kurzen Prozess machen würde, wird das Gemeinwohl durch zwei bei weitem gefährlichere Spezies des Übermenschen untergraben: den politischen Pantata und den Syndikatsmacher.

Den eigentlichen Fortschritt der neuesten Frauenschriftstellerei erblicke ich in ihrer Technik. Kein Unparteiischer wird das in Abrede stellen. Vergleicht man die Marlitts von heute, W. Heimbürg, St. Keyser e tutte quante mit ihren ästhetisch ausgereifteren Kolleginnen, so sieht man auch ohne kritische Lupe, dass inbezug auf Beobachtungs- und Darstellungsvermögen, auf psychologischen Tiefblick und auf Umfang

des Ideen- und Empfindungskreises die letzteren turmhoch überragen. Der praktische Wert alles dessen für die von den Frauen verfochtene Sache aber ist der, dass eine litterarische Tätigkeit, welche nicht verfehlt, dem Manne eine bessere Meinung von den geistigen Fähigkeiten der Frau beizubringen, ihrer angestrebten Zulassung zu einer grösseren Wirkungssphäre Vorschub leistet.

Unter den Romanschriftstellerinnen, die für die Aufklärung ihres Geschlechts weiterkämpfen, stehen in der vordersten Reihe Gabriele Reuter und Helene Böhlau. Beide spornen ihre Schwestern zur Geltendmachung ihrer natürlichen Rechte an, suchen aber zugleich ihr Verantwortlichkeitsgefühl zu kräftigen und zu vertiefen.

Gabriele Reuters Buch „Aus guter Familie“ ist ein fulminanter Protest sowohl gegen die unfreiwillige Ehe wie gegen die elterliche Verhinderung einer gewollten Eheschliessung. Es behandelt den typischen Fall einer Beamtentochter, die sorgfältig zum Geheiratetwerden erzogen wird und, da sie doch nicht unter die Haube kommt, körperlich und geistig zugrunde geht. Als Kunstwerk betrachtet, verdient der Roman seinen grossen Ruf keineswegs; dazu ist er schon zu grell und zu geräuschvoll. Aber es ist leider eine Tatsache, dass man als Agitator mit lautem Organ und heftiger Gebärde mehr ausrichtet als mit wohlabgewogenem, künstlerisch gemässigtem Worte.

Diesem Umstande verdankt teilweise auch Helene Böhlau ihre Erfolge, wiewohl sie als Künstlerin der Reuter überlegen ist. Hier ist nicht von ihren behaglichen „Ratsmädel-“ und anderen Weimarer Geschichten die Rede, sondern von ihren Tendenzromanen. Es sind Variationen über das Thema „der Frauen Zustand ist beklagenswert.“ Für Böhlau desto beklagenswerter als nach ihrer übertreibenden Erklärung das Weib es noch gar nicht bis zum menschlichen Zustand gebracht hat. Von diesem Standpunkt aus durfte sie ihren sensationellen Roman „Adam und Eva“ in der Buchausgabe „Halbtier“ umtaufen. In diesem Werke wird, nicht gerade überzeugend, dargelegt, wie geistberaubt das Weib sich durchs Leben schleppe; unfähig, in sich selbst einen Halt zu finden, sinke sie vor jedem Streich, der sie trifft, rettungslos darnieder. Und dennoch werde das Geschlecht fälschlich das „schwächere“ genannt. In Wahrheit sei es das robustere, zu grobem Materialismus verurteilte, den feinen Regungen unzugängliche, jedem Aufschwung sich widersetzende. In solcher dogmatischen Entstellung wirklicher Verhältnisse durch einen sich über seine Ziele nicht völlig klaren Idealismus liegt Helene Böhlau's Hauptschwäche. Jene seichte Zufriedenheit mit dem Leben, wie sie sich bei Frauen so häufig einstellt, ist ihr ein Greuel. Ganz leben oder im hohen Wellenschlag untergehen, nur das ist menschlich. Alles übrige ist verächtliches, bettelhaftes Sichbescheiden.



Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,  
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an.  
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,  
Dann heisst das Bess're Trug und Wahn.

Auch für Helene Böhlau sind, wie für Faust, nur die höheren Gefühle lebengebend, und die erstarren bald im irdischen Gewühle. Allmählich verkümmern, das ist keine menschenwürdige Tragödie, sondern das Los des "Halbtiers". Zur Not entgeht solch traurigem Schicksal die Heldin von Böhlau's bestem Buche: „der Rangierbahnhof". Von den verständnislosen Ihrigen unwissentlich zu Tode genörgelt, stirbt sie, die Höhergeartete, auf ihrem Isolierschemel langsam ab, und erst ganz am Ende erwärmt sie an einer grossen Freundschaft wieder zum wahren Leben, um resigniert in den Tod zu gehen. Die Münchener Künstleratmosphäre ist äusserst lebensvoll wiedergegeben. Doch Böhlau's realistische Wahrheitsliebe stört der die Einzelercheinung hastig verallgemeinernde Symbolismus, dem sie mit manch anderen Realistikern huldigt, und ihre streitbare Erregtheit tut ihrer Vertrauenswürdigkeit Abbruch. So kommt es, dass mit Ausnahme von ein paar nicht gerade glaubhaften Exemplaren des Genus Übermensch die Männer in ihren Romanen entweder ganz unverbesserliche Halunken oder rückgratlose Ziehpuppen sind.

Nicht so ungerecht gegen die Männerwelt ist die selbst in manchem Betracht männlich fühlende Clara Viebig. Sie hat neuerdings durch ihren ausgezeichneten Vaterlandsroman "Die Wacht am Rhein" das öffentliche Interesse ganz ungemein gefesselt, doch steht sie schon seit Jahren an einem hochgeachteten Platz im modernen Schrifttum. Am tüchtigsten und glücklichsten ist sie in der Schilderung der heimatlichen Eifel mit ihrem leidenschaftlichen Menschenschlag. Mit fester Hand, ohne Schminke und Aufputz wird da die Wahrheit aufgetragen. Auf moderne Frauenemanzipation ist sie nicht sehr erpicht. Vielmehr neigt sie, zum wenigsten in dem fast cynischen "Weiberdorf", zu der Laura Marholm'schen Doktrin, dass „des Weibes Inhalt der Mann", demnach das ehelose jungfräuliche Weib nur ein stückhaftes Geschöpf sei. Mit einem praktischen Problem der Frauenfrage befasst sie sich in völlig humanitärem Sinne in dem Dienstbotenroman "Das tägliche Brot".

Es können selbstverständlich im Rahmen einer knappen und notwendiger Weise flüchtigen Skizze wie der vorliegenden nur die allerwenigsten Erscheinungen der Frauenliteratur Berücksichtigung finden. Und es können nicht einmal bei weitem alle beachtenswerten Schriftstellerinnen der Gegenwart verzeichnet werden. Aus der langen Reihe seien immerhin einige Namen hervorgehoben wie Anselm Heine, Anna Croissant-Rust, die unglückliche Juliane Dery, die gleich der letztgenannten aus Österreich stammenden Emil Marriot und Marie Eugenie delle Grazie; ferner

Leo Hildeck. in technischem Sinne eine der Berufensten; Lou Andreas-Salome, durch ihr Verhältnis zu Nietzsche bekannt. Wie die genannten sämtlich, stehen auch die talentreichsten Vertreterinnen der allerjüngsten Generation, Sophie Hoechstetter und die grösste Milieukünstlerin unter den Frauen, Hans von Kahlenberg, stark unter dem Einfluss Nietzsches, der, wie aus den vorausgegangenen Ausführungen erhellt, in der Frauenschriftstellerei von heute zu einer dominierenden Macht gediehen ist.

Ich könnte diese anspruchslose und in der vorliegenden Fassung äusserst unvollständige Arbeit kaum passender beschliessen als mit einigen Worten über zwei Dichterinnen, die nach meinem Urteil die vollste Höhe der bisher von der Frau erreichten künstlerischen Entwicklung bezeichnen: Isolde Kurz und Ricarda Huch. Auch sie haben sich dem Einfluss Nietzsches nicht entzogen, aber man kann sie nicht ohne weiteres zu dessen Sekte zählen. Ebenso haben sie von der naturalistischen Technik sehr viel gelernt, ohne dass man sie schlechthin als Realistinnen klassifizieren dürfte. Auch von der symbolischen Methode machen sie unbedenklich ausgiebigen Gebrauch. Kurz, sie bedienen sich aller technischen Fortschritte der verschiedenen Schulen, sind namentlich auch willige und gelehrige Schülerinnen älterer Meister, bewahren jedoch trotzdem eine ungebrochene Eigenart und erbringen dadurch den gültigsten Beweis ihrer Künstlerschaft. Geschautes und Durchlebtes lebendig und doch sinnbildlich, *sub specie aeterni* nachzuschaffen, ist Zweck und Ziel ihrer Kunst.

Isolde Kurz ist die vielseitigere. Bald entzückt sie den Leser durch die keusche doch warme Plastik ihrer wunderbaren Sprache, bald durch den hohen Ernst ihrer reifen Philosophie, dann wieder reisst sie ihn mit ihrem unwiderstehlichen, satirisch zugespitzten Humor hin. Eine ausserordentliche Gabe, sich in das Sein anderer Menschen hineinzufühlen, befähigt sie, die subtilsten seelischen Vorgänge ans Licht zu ziehen und mit erstaunlicher Anschaulichkeit darzustellen. Auch ganz Visionäres weiss sie glaubwürdig zu gestalten, wie beispielsweise im „Mittagsgespenst“ ein Stück mittelalterlichen Städtelbens unter der Traumform. Die Renaissancewelt ist vielleicht, wie bei ihrem grossen Lehrmeister Conrad Ferdinand Meyer, die Hauptquelle ihrer Inspiration.

Das Schaffen Ricarda Huchs beseelt der gleiche antik-moderne Geist, er ist auch ihr zum nicht geringen Teil durch Conrad Ferdinand Meyers Kunst vermittelt; gleich stark haben ausserdem unter den Modernen Gottfried Keller und wiederum Friedrich Nietzsche auf sie eingewirkt.

Im Alter von neununddreissig Jahren hat Ricarda Huch bereits eine stattliche Reihe durchaus bedeutender Werke aufzuweisen; indes beruht ihr wohlverdienter Ruhm hauptsächlich auf den „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren.“ Dies wundervolle Buch ist eine echte

„Oeuvre de longue haleine“, d. h. eines jener seltenen Werke grossen Stiles, welche die Stimmung, in der sie konzipiert wurden, in allen ihren Nuancen bis ans Ende festhalten und sie wie hypnotisierend im Leser wiedererzeugen; während doch für gewöhnlich unter der Arbeit gar viel von der unwiederbringlichen Intimität jener Empfängnisstimmung verloren geht. Ich glaube besser verstanden zu werden, wenn ich diese unzulängliche Definition mit dem Namen Thackeray erläutere. Er steht in dieser Kunst zu oberst, und „Pendennis“, „Henry Esmond“, „The Newcomes“, sind unübertroffene Muster von Konsistenz und Zwingkraft der Stimmung. Du Maurier's „Trilhy“ zeigt, was von einem solchen Meister sogar ein Mittelmasstalent zu lernen imstande ist. Unter den lebenden Dichtern kommen nach meinem Empfinden dem englischen Meister in Stimmungszauber am nächsten Pierre Loti, Gabriele D'Annunzio, und—Ricarda Huch. Ich muss es mir leider versagen, auf die ausserordentlichen Vorzüge ihrer Bücher hinzuweisen. Die moderne Literatur besitzt nicht viele Werke, die in gleichem Grade gelesen zu werden verdienen wie Huchs „Ludolf Ursleu.“

Wenn ich mit Isolde Kurz und Ricarda Huch die Besprechung der modernen Frauenschriftstellerei etwas jäh zum Abschluss bringe, so bin ich mir natürlich wohl bewusst, dass ich da einen nicht ganz objektiven Standpunkt einnehme. Das ist nun einmal bei der Kritik der zeitgenössischen Literatur nicht anders möglich. Es gibt gewiss zahlreiche andere Schriftstellerinnen, die sich um die Hebung des litterarischen Geschmacks verdient machen. Ich nenne nur Klaus Rittland, Hermine Villinger, Charlotte Niese, Elsbeth Meyer-Förster, Hermione von Preuschen, Richard Nordmann, Ilse Frapan. Doch würde eine Besprechung aller dieser dem Bilde, das wir von der Frauenliteratur von heute gewonnen haben, keine wesentlichen neuen Züge hinzufügen. Die grossen Erfolge gewisser berühmter Frauenromane hinwiederum, wie namentlich von Frau v. Suttner's „Die Waffen nieder“, haben mit ihren literarischen Werte wenig oder nichts zu schaffen. Und vollends die ganz ephemere Schriftstellerei, wie sie in der ganzen sogenannten Vera-Litteratur und in der billigen Komik der „Berliner Range“ vorliegt, fällt nicht in den Bereich unserer Betrachtungen.

Dass es mit wenigen Ausnahmen Romanschriftstellerinnen waren, die hier besprochen worden sind, hat einen natürlichen Grund. Hat doch bis gegen die Mitte der achtziger Jahre der Roman im neunzehnten Jahrhundert nicht nur in der Frauenschriftstellerei die Suprematie über die anderen Dichtungsarten behauptet.

Auf den anderen Gebieten haben sich die Frauen mit weit weniger Glück betätigt. Zwar Lyrikerinnen gibt es in Hülle und Fülle. Recht anerkennenswerte Talente sind unter ihnen: Anna Ritter, Agnes Miegel, Mia Holm, Alberta v. Puttkamer, Thekla Lingen u. a. m. Doch ausser



den an früherer Stelle genannten erhebt sich meines Wissens keine einzige zu dem Vollrang einer echten Dichterin.

Vielleicht hätte eine solche innerhalb eines engumfriedeten Gebiets aus Johanna Ambrosius werden können, wäre dies tüchtige Weib aus dem Volke nicht frühzeitig in den Bannkreis der Lektüre "für Geist und Gemüt" geraten. So ist sie zwischen Volks- und Kunstdichtung mitten drin stecken geblieben.

Reiches lyrisches Leben pulsiert in den glutvollen Versen der rätselhaften "Marie Madeleine"; doch schlägt ihre mass- und zügellose Erotik schon in das Kapitel der Pathologie.

Auch im Drama sind den Nachfolgerinnen der Birch-Pfeiffer keine grossen Eroberungen beschieden gewesen. Unter den lebenden Dramatikerinnen ist Ernst Rosmer mit ihren Märchenstücken die einzige erfolgreich gekrönte.

Im ganzen betrachtet, legen die Frauen eine gewisse Scheu vor den rigorosen Anforderungen der formbestimmten Kunstübung an den Tag und entscheiden sich viel leichter für die immerhin zwanglosere erzählende Prosa. Ihre Schwächen verleugnen sie auch auf diesem vorzugsweise kultivierten Felde nicht. Es fehlt ihnen die ruhig abwägende Objektivität, die nur ein hochentwickelter historischer Sinn reifen lässt; und es fehlt ihnen weiter der Segen eines wohlequilibrirten Persönlichkeitsbewusstseins und einer ordnenden philosophischen Einsicht.

Wie aus guten, doch ohne verbindenden Mörtel aufgeschichteten Bausteinen nur ein baufälliges Haus wird, so errichten sich oft unsere Frauen aus leicht und richtig erkannten Einzelheiten eine inkonsequente und unhaltbare Weltanschauung.

Aus diesen und anderen Gründen ist es mit dem kritischen Gewissen unvereinbar, für die Frauenliteratur des neunzehnten Jahrhunderts mit vollen Backen in die Lobesposaune zu stossen. Doch möchte ich unter keinen Umständen für einen Gegner der Frauenschriftstellerei gehalten werden. Es war meine Absicht Sie von der energisch aufwärtstrebenden Tendenz in der Entwicklung derselben überzeugen zu helfen. Schon was heute erreicht ist, genügt zur Entwaffnung des Pessimisten. Gilt es, die vornehmsten Namen in den literarischen Bewegungen der Gegenwart anzuführen, so müssen mehrere Frauen mitgenannt werden. Das ist ein erfreulicher Beweis des Fortschritts. Im übrigen schwebte mir nicht die Aufgabe vor, in der Frauenfrage irgend einen Standpunkt dogmatisch zu verfechten, sondern die bescheidenere, ein Stück Entwicklungsgeschichte nachzuerzählen und auf den aus ihr resultierenden heutigen Zustand hinzuweisen.

## Ueber den Garten der Menschheit.

Von Albert Gehring, Präsident des Schulrats, Cleveland, O.

Die Menschheit ist mit einem grossen Garten vergleichbar, worin die Menschen die Pflanzen und die Erzieher und Lehrer die Gärtner sind.

Zu einem guten Garten gehören fruchtbare Erde, Dünger, sonnige Lage, Spaten, Hacke, Rechen, Giesskanne und auch—Blumen; und zu einer schönen Menschenpflanze bedarf es des Unterhalts: der Nahrung, Kleidung und Wohnung, — aber auch einer schönen, edlen Seele.

Sonderbar, jedoch, — im Garten erkennt niemand den Zweck, im Leben tun es die meisten Menschen. Man schaufelt und hackt und recht, man schafft frische Erde herbei, man besorgt die Bewässerung, man verbessert die beschädigten Gerätschaften, — und über allem vergisst man der Blumen, um die es sich eigentlich handelt. —

Das Leben des Menschen beruht auf zwei Faktoren: einem objektiven oder äusserlichen, und einem subjektiven oder innerlichen. An den Körper gebunden, bedürfen wir der Nahrung und des Schutzes vor den feindlichen Einwirkungen der Elemente; und um uns diese zu sichern, bedienen wir uns der zahlreichen mechanischen Hilfsmittel, die der Mensch im Laufe seiner Entwicklung ersonnen und denen er seine Herrschaft über die materielle Natur verdankt. Die Gerätschaften der Küche, des Ackerbaues und der Handwerke, die Eisenbahnen und Dampfschiffe, der Telegraph, das künstliche Licht und die vielen übrigen Mechanismen der modernen Kulturwelt sind mehr oder minder notwendige Bedingungen unseres Daseins. Dennoch bilden sie stets nur Mittel zum Zweck. Sie sind vergleichbar mit dem fruchtbaren Boden und den Gerätschaften des Gärtners, die wohl der Pflanzenzucht förderlich und teilweise auch unumgänglich notwendig sind, in denen jedoch der eigentliche Zweck des Gartens noch keineswegs liegt. Wie es sich im Garten vornehmlich um die Blumen, so handelt es sich im Leben einzig und allein um die inneren Resultate, um das Glück, das Wohl und die Schönheit der Seele. Geistige Gesundheit, frischer Humor, Freude an der Arbeit und der Gesellschaft seiner Mitmenschen, Begeisterung für das Schöne und Wahre, für Kunst, Natur und Wissenschaft, frohe Zuversicht auf das eigene sowie allgemeine Wohl, und der Glaube an einen gütigen Lenker des Weltalls, — diese bilden den köstlichen Inhalt, den würzigen Kern des Lebens.

Diese Wahrheit wird leider nicht von allen Menschen anerkannt. Sie trachten nach Reichtümern, schönen Häusern, kostbaren Equipagen, nach Ehre, Ruhm, geschäftlichem und politischem Erfolg, und erblicken in ihnen die höchsten Ziele, deren Erringung endgültige Zufriedenheit und dauerndes Wohl herbeiführen müsse. Sie gleichen dabei denjenigen, die

ewig Dünger fahren lassen, beständig hacken, graben und rechnen, unaufhörlich an ihren Gerätschaften ausbessern, sich aber nicht im geringsten um die Blumen kümmern, denen all diese Arbeit dienstbar sein soll. Ja, es gibt sogar manche, die vor lauter Schaufeln und Pflügen die Blümchen, die wirklich schon hervorgesprossen, wieder rücksichtslos zerstören. Wie sehr sich diese der Fata Morgana der äusseren Welt Nachjagenden täuschen, weiss wohl derjenige am besten zu beurteilen, der sich selbst im Besitze der erstrebten Dinge befindet. Doch auch jeder andere beobachtende und denkende Mensch kann leicht zu derselben Schlussfolgerung gelangen. Werfen wir nur einen Blick um uns, auf arm und reich, vornehm und niedrig, so werden wir erkennen, wie das Glück und die Zufriedenheit, der wahre innere Wert und die Charaktergrösse sich keineswegs nach solch äusseren Dingen abmessen lassen. Der Reichste mag der Unzufriedenste unter den Menschen, der Ärmste der Glücklichste sein. Der ruhmreiche Fürst mag ein erbarmungswürdiges, von Krankheiten und Charakterschwächen zernagtes Geschöpf, der unbekannte Schneider von einer seltenen Seelengrösse sein.

Die Erkenntnis der Souveränität des subjektiven Faktors haben wir Gärtner der Menschheit ganz besonders zu beherzigen. Sie ist gleichsam das Band, das die höheren Geister und Erzieher aller Zeitalter und Zonen aneinanderknüpft. Was auch ihre sonstigen Unterschiede sein mögen, in diesem Punkte stimmen sie überein. Alle grossen Religionen, alle hervorragenden geistigen Führer der Menschheit predigen dieselbe Wahrheit. „Kehre der Welt den Rücken, gewinne dir innere Schätze!“ das ist die Lehre der orientalischen sowie auch der christlichen Religionen. In veränderter Form rufen es uns wieder die Stoiker des Altertums entgegen: Marc Aurel, Epiktet, Seneca, — alle stimmen denselben Grundton an. „In dir selbst“, verkündigte Luther, „liegt das Heil!“ und die Mystiker des Mittelalters hallen in verschwommenem, überirdischem Akkorde nach: „Amen!“ „Bilde dich!“ ist die Mahnung Goethes, die Losung, die zur Religion einer ganzen Reihe mächtiger Geister geworden. In seinem eigenen Innern findet Spinoza das höchste Gut, und aus demselben unversiegbaren Quell schöpft auch der unvergessliche Fichte. Emerson, Thoreau und Whitman besingen diesseits des Meeres in dithyrambischen Versen den Wert und die Herrlichkeit der Menschenseele, während Tolstoi sich im verschneiten Russland aus der kalten, erstarrten Welt des Mammon an den leuchtenden Herd seines eigenen Busens flüchtet. Ja, sogar Schopenhauer, der verbitterte und schwarzsehendste aller Propheten, kennt doch noch ein einziges Gut, den inneren, freien Akt der Entsagung, die Verneinung der Welt und des Lebens. Von den ältesten Zivilisationsanfängen an vernehmen wir schon diesen in das Innere dringenden Ton, und es breitet sich im mächtigen Chore über die Zeitalter aus, alle hervorragenden Geister mit sich dahinreissend.



Diesem Chore haben sich, wie gesagt, auch die Erzieher und Lehrer anzuschliessen. Ja, die Betonung des Inneren, im Gegensatz zu dem Äusseren, bildet gleichsam den Kern und die Essenz aller Bildung und Erziehung, wie auch aller wahren Religion. Der naive, natürliche Mensch trachtet, wie schon betont, nur nach den äusseren Gütern des Lebens; die echte Bildung, jedoch, soll ihn auf die Sammlung innerer Reichtümer lenken.

In der Verfolgung dieses Ziels herrschen jedoch so manche falsche Auffassungen. Der innere Wert des Menschen wird vielfach gar zu einseitig betont. Man botanisirt zu sehr und kümmert sich zu wenig um die Schönheit der Blumen. Man belastet sie mit bandwurmlangen lateinischen Namen, um sich schliesslich ein Herbarium voll getrockneter, Gelehrsamkeit ausströmender Exemplare gesammelt zu haben, die aller Frische und allen Duftes ermangeln. Man behandelt das Kind als reines Gehirn, das mit so und so viel Daten und Namen pro Tag und Stunde ausgestattet werden soll: als Tatsachen-Automaten oder Phonographen, in den man Konjugation, Deklination und Versifikation hineinsingt, um ihn gelegentlich, bei richtigem Aufziehen des Apparats dasselbe wieder herunterleiern zu lassen; als Lexikon, oder Portfolio für allerlei vergilbte Zettel, dessen Wert man nach der Zahl der gesammelten Etiketten schätzt.

Nein, botanische Exemplare sind noch lange keine Blumen, und rein intellektuelles Leben ist noch lange kein Leben. Lessing hatte Recht, als er das Suchen nach der Wahrheit — die Arbeit, Begeisterung, Erwartung und Befriedigung — der fertigen Wahrheit vorzog. Faust und Manfred beweisen uns die Leere und Hohlheit des reinen Gehirnlebens.

Der Schmerz macht weise, und wer's Meiste weiss,

Den schmerzt am meisten auch die bittre Wahrheit:

Dass der Erkenntnisbaum kein Baum des Lebens!

In der Tat, die Blume muss mehr sein, als eine Zusammensetzung von Kelchblättern, Staubfädchen und Pistillen: sie muss Farbe, Duft, Frische und Schönheit ausströmen. Und der Mensch muss neben der Geistesbildung auch Gemüt und Liebe, Offenheit, Redlichkeit, Mut, Begeisterung und Grazie besitzen. Dem Dufte und der Farbenschönheit der Blumen entsprechend, verleihen diese ihm Frische und Leben; und ihre Ausbildung muss sich der Lehrer und Erzieher zur Hauptaufgabe machen.

Eine schwierige Aufgabe zwar, zu deren Lösung — bekennen wir es offen — wir nur wenige Schritte gemacht haben. Von diesem Standpunkte aus stehen wir erst auf den Anfangsstufen der wahren Lehr- und Bildungskunst: wir befinden uns noch im dunklen Mittelalter der Pädagogik und die Sonne der Aufklärung schimmert noch kaum am Horizonte. Freilich, unser Ziel mag vielleicht der ganzen Natur der Sache gemäss un erreichbar sein. Namen, Daten, Tatsachen lassen sich schon noch systematisieren und mitteilen, wie soll man aber dem Schüler Gemütheigen-

schaften, Herzensveränderungen beibringen? Wie soll man dem Zaghafteu Mut einflößen, dem Apathischen Begeisterung, dem Neidischen Liebe, dem Griesgrame sonnige Zufriedenheit? Wie im Blumenbeete, so scheint es auch im Menschengarten gewisse Arten zu geben, die ewig gesondert bleiben müssen und sich nicht in einander überführen lassen. Die Rose bleibt Rose, die Lilie Lilie, aus einer Distel wird nie ein Maiglöckchen werden, und die Sonnenblume wird sich vergeblich bemühen, den Duft des Veilchens zu gewinnen. Im Menschengarten sind eben die Samen alle schon ausgestreut, und der Gärtner kann nur ziehen, was schon da, nicht bestimmen, was noch werden soll. Und dennoch braucht er deshalb nicht zu verzagen. Eine gewisse Entwicklungs- und Verfeinerungsfähigkeit mag doch noch existieren; und ist es auch unmöglich, die Arten ganz und gar umzubilden, bleibt auch die Rose ewig eine Rose und die Lilie immer eine Lilie, so mag doch jede Art die Anlage zu einer besonderen, ihr allein eigenen Schönheit in sich bergen, die durch die richtige Zucht zur volleren Entwicklung gebracht werden kann. Das Veilchen wird sich wohl nie die stolze Pracht der Rose aneignen können; dennoch mag es als bescheidenes Veilchen eigene Reize entfalten, die sogar diejenigen der Rose überwiegen

Hier wird nun wiederum vielfach gesündigt. Man würdigt die Unterschiede in der menschlichen Natur nicht genügend und möchte alle Individuen nach einem und demselben Muster zuschneiden. Man will nur Rosen oder Maiglöckchen haben und versucht, alle Arten in diese überzuführen. Dabei läuft man Gefahr, die natürlichen Reize zu verlieren, ohne die angestrebten zu gewinnen. Man raubt dem Veilchen seinen Duft, erzielt aber doch nicht die prachtvolle Farbe der Königin der Blumen. Die Entwicklung muss sich der Natur des Menschen anpassen. Wir können nur ziehen, nicht erzeugen, wie ja auch der Gärtner den Duft und die Farbenpracht der Blumen nicht selbst erschafft, sondern sie nur der Natur entnimmt, um sie zur volleren Entfaltung zu bringen. Besonders aber muss man beim weiblichen Geschlecht in dieser Hinsicht Vorsicht üben. So lange der Jungfrau das höhere Studium nicht deren Gesundheit und spontanen Weiblichkeit schädigt, ist nichts gegen dasselbe einzuwenden; sobald dies jedoch der Fall, begeht man einen zweifelhaften Tausch. Wie es in einem Verse heisst:

Sie hat nun studieret viele Jahre lang,  
 Hat die Schätze des Wissens erkoren,  
 Ich zweifle jedoch, ob sie mehr von Belang  
 Als die Anmut, die sie verloren.

Die grösste Gefahr des Studiums und der Bildung jedoch liegt in der Versuchung, echte mit künstlichen, falschen Blumen zu ersetzen. Man will den Geist sozusagen nur übertünchen und polieren, lässt aber den Kern unberührt: man verziert das Äussere, um bildlich zu reden, kämmt

die Haare, putzt die Fingernägel, wichst die Schuhe und kümmert sich nicht um das innere Leiden, das an dem Kinde zehrt. Die Welt betrachtet die Schulung und Bildung nur allzusehr als Mittel zur gesellschaftlichen Auszeichnung und zur Überhebung über die ungeschulteren Mitmenschen. In der Tat, dies ist so vielfach die Art und Weise, wie man Schule und Bildung nicht nur unter Laien, sondern leider auch unter Lehrern, betrachtet, dass das Wort „Bildung“, „Culture“, einen Anstrich des Verächtlichen, dumm Vornehmen angenommen hat. Unter einem gebildeten „Gentleman“ oder einer „cultured Lady“ versteht man vielfach nur eine Person, die sich einen gewissen äusseren Glanz, einen Schein der Gelehrsamkeit angeeignet hat. Dass jedoch das Wesen der Bildung keineswegs in solchen Äusserlichkeiten beruht, sondern sich bis tief in die Wurzeln der Persönlichkeit erstreckt, braucht wohl kaum noch betont zu werden.

Machen wir nun zum Schluss noch einmal die Runde durch unseren Garten und wiederholen wir die Grundregeln der menschlichen Pflanzenzucht. Endzweck alles Menschenlebens, und somit auch aller Schule und Erziehung ist die Entwicklung einer schönen Seele, eines reinen Herzens, eines glücklichen Gemüts. Geld, Nahrung, Behausung, sowie alle die mechanischen Hilfsmittel des Unterhaltes, haben nur Wert als Mittel zu diesem Zweck. Sie entsprechen der Erde, dem Regen und den zahlreichen Gerätschaften des Gärtners, die wohl notwendig sind, die aber nie die Farbenpracht und den Duft der Blumen ersetzen können. In den Blumen allein und nicht in ihren materiellen Bedingungen liegt der Wert des Gartens. Die Blumen jedoch sind weit mehr als botanische Exemplare. Der Mensch ist nicht bloss als Gehirn zu betrachten, dessen Aufgabe es ist, die grösstmögliche Zahl von Daten und sonstigen Tatsachen in sich aufzunehmen. In seinem Herzen und seinem Gemüt ruht sein wirkliches Wesen, entfaltet sich die wahre Schönheit der Blüte. Wie es jedoch unzählige Blumenarten gibt, so auch unzählige Geistes- und Gemütsanlagen, die der Gärtner anzuerkennen und auf denen er weiterzubauen hat. Schliesslich sollen die Blumen nicht verfälscht, nicht durch künstliche ersetzt werden. Der Schein und das angenehme Äussere sind wohl von Wert, treten sie jedoch als Verdeckung eines unedlen Inneren auf, so sind sie verwerflich.

Hoffen wir nun, dass die Zukunft uns gute, fruchtbare Jahre gönne; möge es den Gärtnern gelingen, die Gesetze der menschlichen Blumenzucht allmählich zu begeistern; mögen sie das Unkraut, das gar zu üppig emporschießt, immer mehr und mehr ersticken und vertilgen, und mögen die Blumen gedeihen, wie noch nie zuvor.



## Die deutschamerikanische Dichtung.

Von Dr. H. H. Flick, Cincinnati, O.

Die Neigung zur Poesie ist ein Grundzug der Menschennatur. Sie ist weder an Ort noch an Zeit, weder an Stand noch an Geschlecht gebunden, sondern im vollen Sinne des Wortes irdisches Gemeingut. Auf die Dichtung passt voll und ganz der Vers Schillers in seiner reizenden Allegorie „Das Mädchen aus der Fremde“:

„Sie teilte Jedem eine Gabe,  
Dem Früchte, jenem Blumen aus!“

Beeinflusst vom Singen und Sagen werden aller Herzen weit, die Augen leuchten und die Pulse schlagen höher in edler Begeisterung. Ein trefflicher deutscher Schriftsteller schreibt, dass unser Leben ein ewiges Verbluten sein würde, wenn nicht die Dichtkunst wäre. „Sie gewährt uns, heisst es, was uns die Natur versagt; eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück, und ewige Jugend.“ Fürwahr, mächtiger ist das Ideale als die nüchterne Alltäglichkeit.

Der echte wahre Dichter gehorcht einem mächtigen inneren Drange und verleiht seinem Empfinden und Sehnen, seiner Überzeugung und seinem Hoffen Worte und Reime, weil er nicht anders kann. An ihn treten die alten und stets neuen Probleme des Daseins zur Erwägung heran; es bieten sich ihm die ewig unergründlichen, aber immer reizvollen Rätsel des Lebens. Ihn freuen und erheben die Wunder der Natur, die Schönheiten der Kunst, die Meisterwerke menschlicher Erfindungsgabe. Er erhebt begeistert den schäumenden Krug oder das lichtfunkelnde Glas und küsst in seligem Wonnegefühl die schwellenden Purpurlippen der Geliebten. Sein Lied preist in stolzem Schwunge die Gross-taten des Edelmuten und der Opferfreudigkeit, der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe; wettet und weint über das Unglück, die Schmach des Vaterlandes, das Elend der Menschen, unh schmückt mit dauerndem Kranze den Sarg des Helden.

Der Dichter wägt auf der schwanken Wage seines Empfindens die Urteile der Menge und verkündigt seine Meinung, gleichgiltig ob ihm nun ein „Hosianna“ oder das „Kreuziget ihn“ entgegen schalle. Zwar wird ihm für seine mit Herzblut und Geistessaft geschriebenen, aus tief-eigenstem Wesen hervorgegangenen Worte und Verse und Strophen selten irdisches Gut zuteil, aber als Entschädigung für Gold und Silber fällt auf ihn ein Abglanz überirdischer Hoheit und stempelt ihn zu dem Auserwählten. Ob seine Ruhestätte später keine Marmorbüste schmücke, keine Erztafel seinen Namen verewige oder von seinen Werken rede, seine

Gedanken, seine Mahnungen, sein Lob und sein Tadel harren aus und werden weiter getragen auf den Flügeln der Jahre. Ist auch der musen-geküsste Mund verstummt, das in dichterischer Verzückerung erstrahlende Auge des Poeten im Tode gebrochen, seine Stimme verhallt, so redet er dennoch in eindringlicher Sprache zur Mitwelt und nicht minder zu kommenden Geschlechtern.

Nach dem schönen Worte Follens:

„Wenn die Saiten längst zersprungen,  
Lebt das Lied auf allen Zungen,  
Lebt unsterblich im Gemüt.  
Nur des Lebens Licht verdunkelt,  
Doch der Stern der Liebe funkelt,  
Bis im Lichtmeer er verglüht.“

Bis in die neuere Zeit hinein aber hat man sich darin gefallen, Amerika als unfruchtbaren Boden für poetische Bestrebungen zu schildern, als ein Land gleichsam, dessen Luft sich wie Mehltau auf dichterisches Empfinden und künstlerisches Schaffen lege. Selbst nachdem die Dichtungen eines Bryant, eines Poe, eines Whittier, eines Longfellow, eines Holmes Zeugnis ablegten von der Schaffensfreudigkeit und Schaffens-tüchtigkeit angloamerikanischer Poeten, blieb eine Geringschätzung der Versuche von Deutschamerikanern auf dichterischem Gebiete vorherrschend. Wiederholt bezeugen das die literarischen Besprechungen und Urteile aus deutschländischen Kreisen. Noch immer werden die Verse Geroks angeführt:

„Amerika, dich konnt' ich nie recht lieben,  
So prahlend sich dein Sternenbanner bläht,  
Darunter meist ein Krämervolk sich dreht  
Ums gold'ne Kalb, dem Mammon ganz verschrieben.  
Der Urwald sank vor seiner Äxte Hieben,  
Mit stolzen Städten ward dein Strand besä't,  
Doch ward die Poesie erst weggemäht  
Und herzlos erst des Urwalds Sohn vertrieben.“

Ist das durchaus wahr und gerechtfertigt? Nein und abermals nein! Freilich hatte der Pionier, abgesehen von Ausnahmefällen, Ansprüchen zu genügen, die ihm Musse karg zumassen. Sein war das Los schwieriger Hände und körperlicher Abspannung. Im Schweisse des Angesichtes musste er fröhnen, um den jungfräulichen Boden dieses Landes urbar zu machen, und sich die Stätte zur Erbauung der Blockhütte zu sichern. Davon singt Freiligrath:

„Mit nerv'ger Faust und weh'nden Haaren,  
Mit Hacke, Spaten und Gewehr,  
So ist sie kühn hinausgezogen,  
Die deutsche Arbeit, übers Meer.“

Sie hat ihr Werkzeug wohl geschwungen,  
 Kein Hemmnis schreckte sie zurück,  
 Froh schaffend hat sie sich errungen  
 Das Bürgerrecht der Republik."

Ebenso wahr ist auch die Schlussstrophe:

„Wer aber, als sie zog ins Weite,  
 Zog mit ihr übers Meer hinaus,  
 Wer gab ihr fröhlich das Geleite?  
 Wer half ihr bau'n das neue Haus?  
 Wer stand ihr bei in Lieb und Treue,  
 Dass, was sie schaffte, wohl geriet?  
 Wer gab der deutschen Kraft die Weihe  
 Jenseits des Meers? Das deutsche Lied."

Die verschiedenartigen Äusserungen deutschen Gemütslebens versüssten und adelten die Mühen und Sorgen des Aufenthaltes und der Sesshaftmachung im neuerworbenen Heim, das Mitgebrachte führte naturgemäss zu Neuschöpfungen und so entstand eine deutschamerikanische Dichtung.

Freilich hat das Deutschtum Amerikas weder einen Schiller, noch einen Goethe, weder einen Lessing noch einen Heine zu eigen, ebenso wenig wie sich die angloamerikanische Poesie schon eines Shakespeare, eines Milton, eines Byron rühmen kann. Es ist leicht genug zu behaupten, dass aus deutschamerikanischen Kreisen nichts Hervorragendes vorhanden sei und diese Behauptung durch Anführung einiger Proben zu belegen: der Sache wird dadurch ein schlechter Dienst geleistet. Das nicht wegzuleugnende ehrliche dichterische Streben deutscher Männer und Frauen in Amerika verdient weit eher Aufmunterung und Anerkennung, als Spott und Achselzucken. Einer der Unserigen, Max Hempel, sprach in einem Toast zur Schillerfeier:

„Es ist nicht alles Wein vom Rhein,  
 Den die durstige Kehle hinunterschlingt,  
 Es kann nicht jeder ein Schiller sein,  
 In dem der Quell der Dichtung springt.  
 Nicht jeder Glanz ist Sonnenschein,  
 Es gibt auch kleinere Lichter,  
 In unser Herz leuchten sie alle hinein,  
 Des deutschen Volkes Dichter.

Auch hier in diesem Lande gedeiht  
 Das Singen und Sagen aus Dichtermund,  
 Es weckt ein Echo von Glück und Leid  
 Und gibt uns von Liebe und Heimat Kund',



Drum werd' auch ihm der Ehre Preis!  
Es trotze noch lang der Vernichtung  
Und blühe — das amerikanische Reis  
Am Baume der deutschen Dichtung."

Des öfteren ist der deutschamerikanischen Poesie der Vorwurf gemacht worden, es fehle ihr jeglicher unterscheidende Charakter. Es ist schwer zu begreifen, welche Eigenartigkeit die also urteilenden Kritiker erwarten.

Die verschiedensten Gattungen der gebundenen Rede sind vertreten, lyrisch, episch, dramatisch und didaktisch. Es findet sich das schlichte Lied und die schwungvolle Ode, die Ballade, wie das Sonett, die Tenzzone und das Madrigal, Glosse und Spruchdichtung, neben dem Ernste der Humor und die Mundart. Und was die Themata anbetrifft, lässt dieses grosse Land, welches sich von den Küsten Maines bis zum „Goldenen Tore" Californiens, von den Orangenhainen Floridas bis zur majestätischen Kette der nördlichen Seen erstreckt, welches einzig in der Art dastehende Wunder der Natur und unvergleichliche Denkmäler menschlicher Ausdauer und menschlichen Tuns besitzt, welches gleich eigenartig und merkwürdig in historischer, in geographischer, in politischer, in sozialer Beziehung ist, den Dichter nicht um Stoffe und Bilder verlegen sein. Alles was Menschenherz durchbebt und erhebt, die geheimsten Regungen der menschlichen Psyche, das was

„Durch das Labyrinth der Brust  
Wandelt bei der Nacht"

weckt des Sanges Lust hier wie drüben. Aber' welche Fülle von Anregungen! Die majestätische Bucht von New York mit der weitausschauenden Statue der welterleuchtenden Freiheit, der stattliche Hudson und der schöne Ohiofluss, die Magnolienhaine des Südens, der Golf mit dem sich ihm vermischenden Riesenstrome, dessen Bett eine Wasserwüste anderer Ströme mit sich führt, die Höhlenwunder Virginien und Kentuckys, der unvergleichliche Niagarafall, die endlos sich dehnenden Prärien, die mannigfaltigen Überraschungen der Felsengebirge und der Küste des stillen Meeres, alles das kann sich in den Schöpfungen unserer Dichter widerspiegeln und ist von ihnen zum Vorwurf genommen worden.

„Es ist dir viel zu teil geworden,  
Mein herrlich Land Amerika,  
Dein Adler zieht vom eis'gen Norden  
Zum sonnbeglänzten Florida,  
Dein sternbesä'tes Banner wehet  
Von Maine bis fern am „goldnen Tor,"  
Wo düster noch der Urwald stehet  
Und wo die Palme ragt empor."

So klingt es von der Pracht und der Macht des ganzen Landes. Die Eigenart einzelner Gegenden ist oft genug das Thema des ansässigen oder auf Besuch weilenden Dichters gewesen. Theodor Kirchhoff schildert den Staat, der ihm die neue Heimat wurde, in begeisterten Worten wie folgt:

„Welche zaubervollen Bilder  
 Hat geschaut mein trunk'nes Auge,  
 California, du Schönste  
 In Columbias stolzem Bunde,  
 Wenn, dein weites Reich durchwandernd,  
 Zögernd oft am Pfad ich weilte!  
 Deine königlichen Täler,  
 Mit den Eichen drin zerstreut,  
 Wie ein Parkland anzusehen;  
 Deine üpp'gen Felder, endlos,  
 Mit der Halme gelben Wogen;  
 Deine sonn'gen Weingelände,  
 Mit der Traube süßem Segen;  
 Deine dunkelgrünen Haine,  
 Wo die Goldorangen leuchten.  
 Uns'rer Erde hehres Wunder  
 Nennt man in entleg'nen Zonen  
 Jene felsumbaute Talschlucht,  
 Wo die donnernden Kaskaden  
 Wie vom Himmel niederstürmen;  
 Jene ernsten Mammutbäume,  
 Riesensäulen in dem Urwald,  
 Die der Menschheit Wiege schauten.  
 Herrlich dehnt sich deines Himmels  
 Blaue Wölbung über Täler,  
 Hochgebirge, Wald und Seen,  
 Drauf Italias Sonne leuchtet.  
 Wahrlich! Wie kein Land der Erde  
 Schmückte dich die Hand des Schöpfers.“

Unter dem Tafelfelsen, angesichts des überwältigend-gossartigen  
 Niagara schrieb vor mehr als fünfzig Jahren Kaspar Butz:

„Vom Felsen sickert es tropfenweis  
 In langsam einförmigem Takt,  
 Nun vor mir schäumt er, wie siedendheiss,  
 Der tobende Katarakt —  
 Hoch oben die ragende Felsenwand  
 Ein Baldachin für das Haupt.“

Neuerer Zeit entstammt eine gedankenvolle Schilderung desselben Naturwunders. Otto Wichers von Gogh besingt den Pfingsten am Niagara folgendermassen:

„Brausend wälzt die Wogenmasse sich von einem See zum andern.  
Grollend muss der Strom in Fesseln seine Schicksalsbahn durchwandern.

Unheil kündend flattern Möven; gurgelnd tönt's vom Grund wie Stöhnen;  
Angstgepeitscht die Wellen rollen, dass die Ufer rings erdröhnen.

Rastlos treibt es den Giganten seinem jähen Fall entgegen;  
Tropfen sprüh'n um seine Schläfen funkelnd wie Demantenregen.

Wie im letzten Krampfe wölbt sich hoch die Brust des Todgeweihten;  
Schäumend stürzt der Fluss hinunter in den Schlund der Ewigkeiten.

Ein Koloss wird hier zerschmettert, doch der Riese trotzt Gewalten,  
Welche wirbelnd, stürmend jagen über ihm wie Spukgestalten.

Schnaubend, brodelnd, zischend hallt es dumpf herauf aus dunklem  
Kessel,

Gellend donnert's durch die Brandung: „Frei bin ich der Sklavenfessel!“

Siegreich steigt er aus dem Grabe, schüttelt seine nassen Locken;  
Zu den Wolken fliegt die Lohe, hoch auf stieben Wasserflocken.

Jubilierend durch den Äther die krystall'nen Tropfen dringen,  
Die in jauchzenden Akkorden: „Heil dir, Niagara!“ singen.

Über Felsgeröll und Schluchten schallt die Botschaft ew'gen Lebens:  
Dass im Angesicht des Todes Heldenmut ringt nicht vergebens.

Unaufhaltsam und gewaltig ist der Strom zum Meer geflossen.  
Auf der Niagara-Landschaft liegt der Pfingstgeist ausgegossen.

Den, der Sage nach unermesslich tiefen, geheimnisvollen „Devils  
Lake“ Wisconsin beschreibt Otto Soubron in anschaulicher Weise in den  
Strophen:

„Starre Felsen ragen trotzig  
Um den See, den schwarzen, stillen,  
Der wie ein gebroch'nes Auge —  
Leblos, kalt und unergründlich —  
Blickt verglast empor zum Himmel.

Still, verödet ist die Gegend,  
Nur mit trägem Flügelschlage  
Über'm Abgrund kreist der Adler,  
Und die Brut der Schlange nistet  
Unten in den Felsenspalten.“



Die Schönheit Floridas, „in dem sonnenwarmen Klima, in der milden, lauen Luft, hochgewürzt mit Föhrenbalsam und Orangenblütenduft“, begeistert Frank Siller, und der gefeierte Konrad Krez schildert „Little Rock“:

„Wo, wie aus einem Tore von Smaragd  
Ein Strom von Silber, der Arkansas, aus  
Waldreichen Hügeln in das flache Land  
Hinunterströmt, krönst du den Schieferstein,  
Der von den Felsen seines langen Laufs  
Der letzte ist, den seine Flut bespült.“

Gewiss, offenes Auge und warmes Empfinden haben die deutschen Dichter dieses Landes für seine Eigenart, seine Grossartigkeit und seine Schönheiten gehabt. Nicht minder ist dieses der Fall in bezug auf Amerikas Gestalten in Sage und Geschichte. Die Überlieferungen der verschiedenen Indianerstämme, die Sagen und Legenden der Pottowatomies, der Irokesen, der Delawares, der Chippewas, der Wyandots, der Dacotas, der Ottawas und anderer, die teils rührenden, teils grauenerregenden Erzählungen vom weissen Nachen des Niagaraströmes, von der Maid der Mississippifälle, vom Kampfe der Halbgötter im Oregontale, vom Maiden Rock, sind in englischer wie nicht minder in deutscher Fassung nacherzählt worden, ohne den ursprünglichen Reiz zu verlieren.

Genau so verhält es sich mit historischen Personen und geschichtlichen Ereignissen. Der Vikingerzug über das atlantische Meer ist von dem Engländer Montgomery und dem Angloamerikaner Lowell dichterisch verwertet worden, aber auch die deutschamerikanische Poesie feiert die Nordlandsrecken und kündigt den Ruhm des Schmieds vom Rheine, der am diesseitigen Gestade Trauben entdeckte. Das Märchen vom Jungbrunnen, der Zauberquelle, die dem Alternden die Jugend wiedergeben könne, sehr ansprechend von Butterworth in englischen Versen bearbeitet, hat die denkbar beste Verkörperung in dem gedankenreichen, sprach- und formvollendeten Gedichte „Ponce de Leon“ von Kara Giorg gefunden.

Dieser hat auch den Heldenmut einer Deutschamerikanerin, der Frau eines Kanoniers, welche in der Schlacht bei Monmouth nach der Verwundung ihres Mannes dessen Posten am Geschütze einnahm und die zagenden Mitkämpfer durch ihr Beispiel anfeuerte in der Ballade „Moll Pitcher“ wirksamer geschildert, als es Collins in dem englischen Gedichte „Mollie Maguire at Monmouth“ vermochte, wie auch Charltons „The Death of Jasper“ weit hinter des deutschamerikanischen Dichters Verherrlichung des Helden von Fort Moultrie zurücksteht. Der amerikanische Maler und Dichter Thomas Buchanan Read verdient hohes Lob für sein packendes Gedicht „The Revolutionary Rising“, in dem er erzählt, wie der deutsche Prediger der Gemeinde in Woodstock auf der

Kanzel den Talar mit dem Waffenrock vertauschte und seine Zuhörer zur Teilnahme an dem Befreiungskampfe einlud. Wilhelm Müllers deutsche Ballade „Mühlenberg“ ist der englischen vollkommen ebenbürtig. Nur eine Voreingenommenheit kann absprechend über die Dichtungen in deutscher Sprache, welche das blutige Ringen der Bauern im Mohowktale und den Siegertod Herkheimers besingen, urteilen und der, dieselben Begebenheiten feiernden englischen Strophen Helmers rühmend gedenken.

Die würdige Gestalt des Patriarchen von Germantown, Pastorius, von Whittier im Gegensatz zu den Pilgervätern des Nordens als „Pilger einer mildern Flur und sanftern Sinns“ in englischen Dreizeilern gepriesen, tritt nicht minder sympathisch berührend in den Vordergrund, wenn Müller ausruft:

„Das war ein Mann von echtem Schlage,  
Voll Mut sprach er ein hohes Wort,  
Es klingt bis in die spätesten Tage  
In allen edlen Herzen fort.  
Die neue Welt schloss ihre Pforten  
Den Armen und Bedrückten auf,  
Da zogen bald von allen Orten  
Die Pilger übers Meer zuhauf,  
Die finstren Glaubenshass vertrieben  
Vom trauten Herd am Heimatland,  
Die aus dem Kreise ihrer Lieben  
Der Herrscher Machtgebot verbannt;  
Sie lenkten durch die Wasserwüste  
Voll Sehnsucht ihrer Schiffe Kiel  
Und fanden an Columbiens Küste  
Im fernen Westen ein Asyl.  
Und jedem freien Siedler lohnte  
Der reiche Boden seinen Fleiss.  
Im neuen Heim, das er bewohnte,  
Genoss er seiner Arbeit Preis.  
Nur einem der geladnen Gäste,  
Der Wüstensonne dunklem Sohn,  
Dem gönnt man keinen Raum beim Feste,  
Dem winkt für schweres Müh'n kein Lohn.

\* \* \*

Da ruft der Mann vom deutschen Maine:  
„Ihr Freunde, das führt nicht zum Heil!  
Wo jeder froh genießt das Seine,  
Gebührt dem Schwarzen auch sein Teil.“

„Der Himmel schuf ihn nicht zum Knechte,  
 Noch ward euch Herrschermacht verliehn.  
 Der Menschheit heil'ge, ew'ge Rechte,  
 Vernehmt's — ich fordere sie für ihn!"

Es sollte noch anderthalb Jahrhunderte dauern, ehe die Sklavenketten fielen. Noch bedurfte es der Opfer, die ihr Mene Tekel mit dem Leben bezahlen mussten. „Einem Toten zum Gedächtnis" schrieb am 1. Dezember 1861 Eduard Dorsch:

„Wenn auf der Alpen überschneiten Höh'n  
 Der Wand'rer schreitet mit bestürzter Miene,  
 Da braucht es nicht das Donnerwort des Flöhn',  
 Vom leisen Schlaf zu wecken die Lawine;  
 Das Glöckchen eines Saumtiers ist genug,  
 Der Hungerschrei des Geiers oder Raben, —  
 Die erste Flocke reißt sich los im Flug,  
 Schneemassen folgen, Städte sind begraben.

Der Becher ist gefüllt; ein Tropfen mehr,  
 Und ungeduldig wird er überschäumen;  
 Ein Rosenblatt ist eine Last zu schwer  
 Fürs Volk, das müd', und es vergisst zu träumen.  
 Nur einen Anstoss braucht's, um tausend Weh'n  
 Der Opfer ihren Henkern zu vergelten, —  
 Nur eine Scholle, um darauf zu steh'n,  
 Und aus den Angeln hebt der Weise Welten.

John Brown, Du warst das Glöckchen, das erklang,  
 Du warst der Rabe, der verscheidend hauchte,  
 Du warst die Flocke, welche los sich rang,  
 Du warst die Scholle, die das Schicksal brachte.  
 Hernieder auf das Haupt der Sklaverei,  
 Von dir geweckt, jetzt donnert die Lawine,  
 Zermalmend stürmet sie zum Tal und frei,  
 Schwirrt auf der Drohnen Grab die Arbeitsbiene."

Brown von Ossowattomie, der tollkühne Held von Harpers Ferry, verdient das Lob des Dichters, in welcher Zunge es auch erklinge, aber auch die kleine Schar, welche im ungleichen Kampfe gegen die Übermacht des Kapitals unterlag und den Versuch einer Befreiung aus sozialer Sklaverei am Galgen büsste, gebührt neben der Ehrung, welche ihr Tucker angeidehen lässt in den Worten:

"They never fail who die  
 In a great cause: the block may soak their gore;  
 Their heads may sodden in the sun; their limbs



Be strung to city gates and castle walls —  
But still their spirit walks abroad."

voll und ganz die Strophe Bechtolds:

„So werden auch noch viele Helden fallen,  
Die sich gewagt aus schützendem Asyl,  
Und unentwegt der Wahrheit Bahnen wallen  
Zum Blutgerüst statt zum ersehnten Ziel."

Was wäre die Poesie ohne ein verständnisvolles, liebendes Erfassen der durch die Vorgänge und Erscheinungen im All bedingten Stimmungen. Engländer wie Amerikaner haben dem lebendigen Naturgefühl beredten und deutereichen Ausdruck in gebundener und ungebundener Sprache gegeben, selbstverständlich ist auch der Deutsche nicht zurückgeblieben. Der Wechsel der Jahreszeiten, das Kommen und Gehen der Monate, das Erwachen und Absterben in der Schöpfung, die Tage der Aussaat und die der Ernte, ihre Schönheiten, ihre Eigenart, ihre Lehren spiegeln sich in deutschamerikanischen Dichtungen. Emerson beschreibt die unbegreiflich klaren, milden letzten Sommertage, „wo in der Welt eine Heiligkeit ist, die unsere Religionen überstrahlt und eine Kraft der Wirklichkeit, vor der das Heldentum zusammenschwindet." Von ähnlicher Auffassung zeugen die Verse „Indianersommer" von Schmitt:

„Der Sonnenball, der dort im Westen flammt,  
Beschliesst des Tages Hohepriesteramt,  
Als Opferwolke glüht die Abendröte;  
Wie segnend breitet über das Gefild  
Ein goldner Schein die Hände ernst und mild.  
Noch einmal wirft das rote Sonnenherz  
Den Liebeskuss zur Erde niederwärts.  
Es ist, als ob es in des Scheidens Schmerz  
Den letzten Abschiedskuss den Fluren böte."

Ein anderer Dichter, Gieseler, schlägt mehr den Ton der Wehmut an und gedenkt des Scheidens, von dem Oktobertage künden. Seine Zeilen lauten:

„Allüberall in der Natur  
Ein traumumfangnes Trauern;  
Zuweilen durch die Wipfel nur  
Zieht's wie ein fröstelnd Schauern;  
Dann rieselt leise es herab  
Gleich wie ein linder Regen:  
Das sind die Blätter, die ins Grab  
Sich sommerküde legen.

Ob heut noch einmal Sommerpracht  
Den stillen Wald durchzittert —

Schon morgen wird von Sturmes Macht  
Vernichtend er umwittert."

Dass das Fest der Liebe, das Weihnachtsfest mit dem schimmernden Lichterbaume und den Gaben, welche die Zweige niederziehen, die hohe Zeit, welche die grossen und kleinen Freuden bringt, ohne die kein Menschenleben verläuft, immer und immer wiederkehrt in der deutsch-amerikanischen Poesie, ist leicht begreiflich. Der Winter mit seinen Flocken und seinem Eiseshauche mahnt aber schon wieder an Auferstehung, an Erlösung, an neues Leben. So heisst es bei Hempel in dem Gedichte „In Eisesnöten“:

„Alte Linde, du mein Retter  
Von des Sommers Feuersluft,  
Längst verweht sind deine Blätter  
Und dein süsser Blütenduft.  
Regenschauer, Fröste sandte  
Uns der Norden über Nacht,  
König Winter herrscht im Lande  
Und du prangst in fremder Pracht.

Dein Gezweig, das blätterleere,  
Selbst das allerkleinste Reis,  
Hält umspinnen eine schwere  
Diamantne Kruste Eis.  
Deine Glieder, unter Qualen  
Stöhnen, von der Last gepresst,  
Tausend Sonnenfunken strahlen  
In dem gläsernen Geäst.

Trage furchtlos das krystallen  
Winterliche Prachtgewand,  
Herz und Linde, es muss fallen,  
Zieht der Frühling in das Land.  
Neue Knospen, alte Linde,  
Sprossen dir im Märzenhauch,  
Armes Menschenherz, o finde  
Der Erlösung Frühling auch!"

Und es schmilzt das Eis, es schwindet der Schnee, der Winter vergeht, es hebt sich die Scholle, an Zweigen und Ästen brechen Knospen hervor, ans Licht kriecht der Käfer, der Wurm empfindet von neuem sein Dasein, im lauen Sonnenstrahle zittert und blitzt es von metallisch-flimmernden Lebewesen. Da erwacht auch die Schöpferlust und die Muse weiht die empfindsame Dichterseele. In einem solchen Augenblick hat Hedwig Vogel in Californien ein Gedicht „Ostern“ in Worte gekleidet:

„Die wilden Tauben hör' ich wieder girren,  
Und blau verschleiert träumt das stille Meer,  
Ich sah die Kolibris um Blumen schwirren,  
Der alte Pfirsichbaum ist blütenschwer.

Zum Neste trägt die Schwalbe weisse Flocken,  
Der Fliederbaum steht wieder grün belaubt,  
Den Elfen läuten wilder Blumen Glocken,  
Die Mandelbäume sind mit Gold bestäubt.

In allen Landen will der Lenz erwachen,  
Und auf dem stillen, waldumsäumten See  
Schwankt keck bewimpelt schon ein leichter Nachen,  
Erklingt ein Lied von Liebeslust und Weh.

Im Flur und Hain ein selig Auferstehen,  
Vom Bann erlöst, wird auch das Herze frei;  
Lass mich den Frühling dir im Auge sehen,  
Und herrlich wieder blüht auch mir der Mai.”

Auch die amerikanische Flora und Fauna hat die Aufmerksamkeit hiesiger deutscher Dichter erregt und sie zu poetischem Schaffen getrieben. Der Kolibri, der Leuchtkäfer, die Rotbrust, die Hüttensänger, die Schwarzamsel, die Spottdrossel, der Mais, die Baumwollstaude, die Rebe, allen zum Lobe ist hier schon deutsches Wort im Verse erklungen. Eine Perle ist Thomanns „Gutedel“ zu nennen, im Weinlande der pazifischen Küste entstanden. Der Dichter fragt:

„Wie nennt ihr die liebliche Traube hier?  
Wie nennt ihr den Wein, den wilden?”

Ihm wird die Antwort:

„Gutedel; aus Deutschland holten wir  
Ihn einst nach Sonomas Gefilden.”

Und dem von Longfellow besungenen Ohiowein spendete Dr. Bauer gleich feurige Anerkennung in dem „Herbstlied 1853”:

„Wie der Wein so reich und süß  
Heuer ist geraten!  
Will er uns das Paradies  
Auf die Erde laden?  
Des Ohio Hügelwand  
Speiet süsse Lava;  
Bist du dem Vulkan verwandt,  
Funkelnder Catawba?”

Die Fülle des hiesigen Traubensaftes zeitigte und zeitigt noch jetzt zahllose begeisterte Dithyramben. Eines der besten Trinklieder Rattermanns schliesst mit den Zeilen:



„Drum muss der letzte Tropfen auch  
 Verschwinden aus dem Glas!  
 Stosst an, trinkt aus, nach altem Brauch,  
 Das gottbescherte Nass!  
 So lange noch die Rebe blüht,  
 Soll unser Wahlspruch sein:  
 Die Liebe hold, das frohe Lied,  
 Der gold'ne, süsse Wein,  
 Sie leben im Verein!“

Der Dreiklang Lieb', Lied und Labe; in immer neuen Wendungen ist ihm gehuldigt, seine Allmacht zugestanden, sein Walten erfleht worden. Die selbstlose, reine Liebe zur unschuldsvollen Mädchenschönheit veranlasst Robert Reitzel zu den rührenden Versen, welche das tragische Geschick der von ihm Besungenen andeuten:

„Ich denke dein wie einer Blume,  
 Die in der Knospe ich belauschte,  
 Wie eines hohen Himmelsliedes,  
 Das sanft durch meine Seele rauschte.  
 Ich denke dein, wie eines Sternes,  
 Des Strahlen ich in mich gezogen,  
 Es kam der Sturm, — ein letztes Leuchten —  
 Und dann verschlangen ihn die Wogen.“

Die Erfüllung des Liebeswerbens, das Glück eines kosigen Heims und eines innigen Familienlebens, dann aber auch das herzerreissende „Scheiden vom Liebsten, was man hat“, ist Mittelpunkt des folgenden Gedichtes von Bernhard Bettmann:

„Es war ein Traum: Die Ros' in deinem Haar  
 Erglühte, als ich selig bei dir stand;  
 Du reichtest lächelnd mir die Blume dar,  
 Ich küsste sie, ich küsste deine Hand  
 Und riss dich an mein Herz; o Augenblick,  
 So reich an reinem, süssem, vollem Glück.  
 Es war ein Traum, ich weiss es wohl, und doch,  
 Es war so schön, ich wollt', ich träumte noch.

Es war ein Traum: ich sah ein kleines Haus,  
 Versteckt im Grün in friedlich stiller Ruh,  
 Das Kind auf deinem Arm tratst du heraus  
 Und winktest mir von fern schon Grüsse zu  
 Und jauchzend hängt der Knabe sich an mich;  
 Ich hob ihn auf und herzte ihn und dich.  
 Es war ein Traum, ich weiss es wohl, und doch,  
 Es war so schön, ich wollt', ich träumte noch.

Auf stillem Friedhof steh' ich nun allein,  
Das Herz so schwer, das einst so froh und leicht,  
Und deinen Namen les' ich auf dem Stein.  
Ich ruf' ihn laut, doch selbst das Echo schweigt.  
Da berg' am Stein ich weinend mein Gesicht  
Und ruf' dich wieder, doch du hörst mich nicht.  
Vereinsamt steh' ich hier im Weltenraum,  
Allein, allein, o wär' es nur ein Traum."

Dass nur zu oft, wie das alte Epos schon kündet, Liebe Leid bringt,  
deutet Franz Pauly in dem Vierzeiler an:

„Eine Rose trug sie in blühender Pracht  
An ihrer Brust in jener Nacht;  
Auf ihrem Lager im Morgenrot,  
Da lag die Rose welk und tot."

Deutsche Sprache, deutsches Lied! Wo wären Deutsche zusammen-  
gekommen in trüber und heiterer Zeit, im festlichen Prunksaale und im  
traulichsten Vereinszimmer, zu zweien und dreien oder in achtungsgebie-  
tender Volksversammlung, dass sich die Anhänglichkeit an die Mutter-  
sprache nicht bemerkbar gemacht hätte. Die Achtung und Wertschätzung  
des Guten, die Überzeugung, dass die deutschen Laute ein Hort und ein  
Heiligtum, ein Schutz und ein Schild für das Beste und Bedeutungsvolle  
des germanischen Wesens und Wollens sein müssen, fordernd das un-  
umstössliche Recht, empfehlend das Edle und das Hebre, solcher Art ist  
der Grundton von tausenden von Zeilen, teils kurz, schlicht und bündig,  
teils gewaltig, volltönend und zur Abwehr bereit. Die Vorzüge der  
deutschen Sprache kennzeichnet Grebners Gedicht:

Schön seist du nicht?

Er hat wohl nie gesungen, nie zu Orgelklang  
Im deutschen Dom gehört den hehren Festgesang,  
Der sagt, du seist nicht schön.

Mild seist du nicht?

Der Liebe Sprache kennt er nicht, Gekose leis  
Ist fremd ihm; er sass nie in deutscher Freunde Kreis,  
Der sagt, du seist nicht mild.

Stark seist du nicht?

Nie hört' er Manneswort, hat nie in wilder Schlacht  
Gekämpft in deutschen Reih'n, kennt nicht des Kampfrufs Macht,  
Der sagt, du seist nicht stark.

Gross seist du nicht?

Er weiss nicht, wie im fernen Land das helle Licht

Des Geistes mit der deutschen Sprach' durchs Dunkel bricht,  
 Der sagt, du seist nicht gross.  
 Bist alles ja!

Des Mannes Wort, der Liebe Flüstern, Schlachtenruf,  
 Gesang und Rede — wo die Sprach', die solches schuf?  
 Es ist die deutsche nur."

Von der Allmacht des deutschen Liedes aber heisst es in einem  
 Sängerglusse von Nies:

„Durch des Urwalds Nacht, durch der Prairie Ried  
 Erklingt es aus tausend Kehlen —  
 Sei gegrüsst unser Lied, unser deutsches Lied,  
 Du Gluthauch lichtspendender Seelen!" —

Es wird nicht selten mit einem gewissen Stolze darauf hingewiesen, wie viele Namen sich auf einer Liste deutschamerikanischer Dichter befinden. „Deutsch in Amerika", eine Anthologie, vor einem Jahrzehnt in Chicago herausgegeben, erwähnt über 300 Männer und Frauen als mehr oder weniger erfolgreich im Dienste der Muse. Leider fehlt es immer noch an einer kritischen Zusammenstellung des Besseren, was hier geschaffen worden ist, und dessen ist überreichlich vorhanden. Freilich sehr zerstreut neben dem, was das vorher erwähnte Buch, der 1856 erschienene „Deutschamerikanische Dichterwald", die beiden von Steiger publizierten Büchelchen „Heimatgrüsse" und „Dornrosen", vornehmlich aber die Bände des als Fundgrube deutschamerikanischer Literatur nicht hoch genug zu schätzenden „Deutscher Pionier", und „Deutschamerikanisches Magazin", sowie die leider viel zu früh eingegangene „Deutschamerikanische Dichtung" bringen. Es wäre verdienstvoll, ein Bild des in der Poesie sich widerspiegelnden Geisteslebens der Deutschen auf der westlichen Halbscheid zu entrollen. Pastorius, der Mann, welcher die erste Niederlassung der Deutschen auf diesseitigem Boden bewerkstelligte, würde uns als Bahnbrecher entgentreten. Freilich mag die Jetztzeit wenig Geschmack an den Versen finden, in denen er die schmackhaften Früchte seines Gartens, die duftenden Blumen und die nützlichen Küchen- oder Arzneigewächse besingt. Dennoch können sie mit Ehren neben dem Schwulst eines Lohenstein, der Künstelei eines Hoffmannswaldau und der Nüchternheit eines Brockes, alle in jener Periode hochgeehrte Poeten Deutschlands, bestehen. Auch die Dichtungen der Siebentäger in Ephrata, überschwänglich und masslos in frömmelndem Pathos und in gesuchter Sentimentalität, und später die Gedichte einiger gelehrter Seelsorger sind nicht schlechter als manches gepriesene Erzeugnis des Mutterlandes. Kurz vor den zwanziger Jahren des letzten Säkulums begann der Strom der Auswanderung hierher abermals Männer zu tragen, deren Namen Glanz verbreiten. Als Repositorium der bald



sich mehrenden poetischen Arbeiten diente die im Jahre 1834 in Philadelphia ins Leben gerufene und lange unter gediegener Leitung fortgesetzte „Alte und neue Welt“. „Die meisten der poetischen Ergüsse, sagt Rattermann, gehören der patriotischen Gattung an, das Streben nach Freiheit ist das Ideal derselben. Sie behandeln die unwürdigen Zustände im alten Vaterlande, denen die meisten der Dichter zum Opfer fielen.“ Aber, fügen wir hinzu, es klingt aus ihnen auch die Sehnsucht, das Heimweh und nicht selten bittere Anklagen des Schicksals. Bei aller Wertschätzung der Vorzüge dieses Landes vermag der Eingewanderte doch nicht das Land der Jugend, den Ort, wo seine Wiege stand, wo die Muttersprache süß ihm ans Ohr tönte, zu vergessen. Wilhelm Wagner verleiht dem Wunsche des Wiedersehens Ausdruck, wenn er dichtet:

„O heiliger Boden, sei mir stets gegrüßt,  
Du Heimat, die mein Paradies umschliesst!  
Auch in der fremden Welt denk ich an dich;  
Und neigt dereinst des Lebens Sonne sich,  
Dann Vater, lass dahin, dahin  
Noch einmal mich diesseits der Urne ziehn.“

Noch ergreifender heisst es in dem viel und mit Recht bewunderten Gedichte von Krez: „An mein Vaterland“ zum Schlusse:

„Land meiner Väter, länger nicht das meine,  
So heilig ist kein Boden, wie der deine,  
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,  
Und knüpfte dich an mich kein lebend Band,  
So würden mich die Toten an dich binden,  
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O würden jene, die zu Hause blieben,  
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,  
Bald würdest du zu einem Reiche werden,  
Und deine Kinder gingen Hand in Hand  
Und machten dich zum grössten Land auf Erden,  
Wie du das beste bist, o Vaterland.“

Der Deutsche ist ein Vorkämpfer gewesen für echte Humanität, für das wahrhaft Grosse und Schöne, für die Loslösung von den Fesseln nativistischer und sektiererischer Unduldsamkeit, für die Hochhaltung reiner Lebensfreude und massvollen Lebensgenusses. Für ein „Grossamerika“ hat er Gut und Blut eingesetzt, die Freiheit hat er im Liede verherrlicht, mit dem Schwerte verteidigt. Eines der schwungvollsten Lieder, die diesseits des Ozeans gesungen wurden, ist Schmitts „Sterne und Streifen“:

„Im Morgenwind in der Sonne Gold  
 Der Freiheit heiliges Banner rollt;  
 Sein Rauschen tönt wie Adlerflug  
 Um Alpenhäupter im Siegeszug.  
 Es klingt wie Rauschen im Urwaldsdom,  
 Es klingt wie das Brausen im Felsenstrom,  
 Es klingt wie die Brandung am Klippenstrand  
 Von See zu See und von Land zu Land:  
 Freiheit, Freiheit!

Wie die ewigen Sterne vom Himmelszelt  
 Herniedergrüssen zur träumenden Welt,  
 Wie im blauen Äther ihr Lied erglüh't,  
 Erfreuend, erhebend das Menschengemüt,  
 So grüssen die Sterne des Banners, wenn hold  
 Es den staunenden Blicken der Völker entrollt,  
 So kündet ihr Anblick vom heiligen Hort  
 Dem Lande der Freien das herrliche Wort:  
 Freiheit, Freiheit!

So zogen es voran einst der Väter Heer,  
 Als die Knechtschaft dräute und Fesseln schwer,  
 So hat es ermutigt die Kämpfer im Streit,  
 So hat es die Waffen der Krieger gefeilt,  
 So hat es die heilige Lohe geschürt,  
 So hat es zum herrlichen Siege geführt,  
 So hat es gewährt ihnen köstlichen Lohn,  
 So hat es geheiligt die Union:  
 Freiheit, Freiheit!

Und auch die Ereignisse im Mutterlande, seine Schicksale und seine Errungenschaften haben in der deutschamerikanischen Sphäre stets einen Nachhall gefunden und als Tribut der Anhänglichkeit Freudenklänge oder Trauerweisen geweckt. „Deutschland erwacht“ singt 1870 Ernst Anton Zündt:

Blitze zucken, Funken sprühen,  
 Und es bebt die trunk'ne Luft;  
 Ein gewalt'ger Donner sprengt  
 Des Kyffhäusers dunkle Gruft.

Und der alte Barbarossa  
 Führt vom langen Schlaf empor,  
 Blickt um sich, es strahlt die Sonne  
 Hell durchs offne Felsentor.

Millionen Stimmen rufen:  
Tritt hervor ans Licht, o Held!  
Sieh dein Volk, es steht vereinigt,  
Stark wie keines in der Welt!"

Mit Stolz vermag der Sohn Germaniens seiner alten, nun so mächtig entwickelten Heimat zu gedenken: stolz aber kann Deutschland auch sein auf seine Kinder, die in der Ferne mit Liebe der Stätte ihrer Geburt sich erinnern. Den Ruhm des alten Vaterlandes hat der Ausgewanderte in jeder Weise hochgehalten, den seines Adoptivlandes der eingewanderte Deutsche gewahrt. Es ist, als seien die Worte des Perikles für die Deutschen geschrieben: „Wir haben von unserer Tatkraft grosse Beweise gegeben und sie wahrlich nicht unbezeugt gelassen. Freunde und Feinde, die wir gezwungen haben, unsere Verdienste anzuerkennen, und die ewigen Denkmale unserer Anwesenheit, die wir gestiftet, werden für und von uns zeugen immerdar“. In diesem Sinne mag die Strophe eines nach draussen zurückgekehrten Pädagogen und Literaten, der hier vergeblich um den Erfolg warb, welcher drüben ihm wurde, dessen Kritik leider aber deutschamerikanischen Dichtern wenig Wohlwollen zeigte, diese Arbeit beschliessen:

„Nicht fremd mehr sind uns diese Auen,  
Drauf wie im alten Vaterland  
Die Sterne tröstend niederschauen,  
Denn Heimat ward uns dieser Strand;  
Wir haben Schweiss und Blut gegeben  
Als Zeugen unsrer Lieb' und Treu,  
Es kündet unser bess'res Streben:  
Der Kern blieb alt, das Kleid ward neu.“



## Einiges über die Berufsbildung des Lehrers.

Von Prof. Jno. Barandun, Pittsburg, Pa.

„Sie sagen, das mutet mich nicht an,  
Und meinen, sie hätten's abgetan".  
Goethe.

„Nicht dem Prunk, sondern dem Gebrauch".  
Herbart.

Wenn der Laie oder der Fremde die Schulen eines Landes beurteilen will, wendet er sich gewöhnlich an die Berichte der Statistik. Das Land, welches das meiste Geld für Schulhäuser, Seminare oder Normal-schulen, Hochschulen, Laboratorien und neue, kostspielige Erziehungs-Experimente ausgibt, hat nach seiner Ansicht auch immer die besten Schulen. Dies ist ungefähr so logisch, als wenn man behaupten wollte, die Frau, die das meiste Geld auf ihre Ausstattung verwendet, müsse auch immer die beste Frau sein. Es mag hie und da einmal zufälligerweise zutreffen. Dass eine Stadt oder ein Land irgend einem Fachgelehrten eine enorme Besoldung zukommen lässt, oder gewisse Erziehungsanstalten mit stolzen, ehrwürdigen Namen schmückt, ist ebenfalls noch lange kein richtiger Wertmesser für den Unterricht, der seiner jungen Generation erteilt wird. Im Grunde sind dies, wie jeder wirkliche Erzieher wohl weiss, Äusserlichkeiten, die mit dem Kern der Sache wenig oder nichts zu schaffen haben. Wie man den Charakter eines Menschen am sichersten nach den Zielen beurteilen kann, die dieser im Leben verfolgt, so lassen sich auch die Schulen eines Landes am besten nach ihrem Ziele beurteilen, und nach den Mitteln, die zur Erreichung desselben dienen sollen.

In der nachfolgenden kurzen Besprechung muss ich von den Fach-schulen gänzlich absehen, obschon ich wohl weiss, dass auch in denselben ein tüchtiger Lehrer erzieherisch und wahrhaft bildend wirken kann. So nützlich und notwendig dieselben auch an und für sich sind, so haben sie doch mit der eigentlichen Erziehung unmittelbar nichts zu tun. Ihr Ziel besteht bloss darin, ihren Schülern auf leichte, sichere, vielleicht gar spielende Art die Kenntnisse beizubringen, die einem bestimmten, praktischen Zwecke dienen sollen. Die Schüler solcher Schulen bereiten sich auf irgend ein Examen vor, das für ihr späteres Fortkommen wichtig ist, oder sie betreiben ein bestimmtes Brotstudium: sie wollen Handels-gehilfen, Mechaniker, Chemiker, Aerzte, Advokaten, Prediger, Priester, Apotheker u. s. w. werden. Die zweckmässige, vielseitige Ausbildung ihres geistigen Lebens, ihr innerster, wahrer Charakter, kommt dabei direkt nicht in Betracht. Für den eigentlichen Pädagogen haben daher solche Unterrichtsanstalten nicht mehr und nicht weniger Interesse als die Fabriken, die gewisse Waaren oder phonographische Apparate herstellen.

Er weiss, dass Kenntnisse, die bloss und ausschliesslich dazu dienen sollen, ihrem Besitzer Geld oder Ansehen zu verschaffen, so nützlich sie auch zum Fortkommen im Leben sind, doch mit ächter Bildung und Erziehung unmittelbar nichts zu tun haben.

Wir müssen uns also auf die Erziehungsschulen im eigentlichen Sinne des Wortes und deren Lehrer beschränken, um von denselben aus zum Gegenstand unserer Besprechung zu gelangen. Bevor wir aber wissen, welche wir dazu zu rechnen haben und welche Lehrer an ihnen wirken sollten, wird es notwendig sein, die Ziele einer solchen Schule zu kennen. Wie wir schliesslich sehen werden, ist das, was ich hier vorausschicken muss, um möglichst richtig verstanden zu werden, nur eine scheinbare Abschweifung von unserm Thema, welches ich dabei keineswegs aus dem Auge lasse.

Die verschiedenen pädagogischen Richtungen alter und neuerer Zeit stellen, wenigstens dem Wortlaut nach, verschiedene Erziehungsziele auf. Die körperliche Erziehung, die ebenfalls, und natürlich mit Recht, betont wird, können wir hier ruhig übergehen, da sie ihre Prinzipien von der Physiologie entlehnt, und ihr Wert oder Unwert von der seelischen Ausbildung abhängt. Sie gehört dem Prinzip nach in das Gebiet des Arztes. Kehren wir also nach dieser Nebenbemerkung zum eigentlichen Gebiete der Erziehung zurück. Trotz ihrer abweichenden Ansichten in Einzelheiten stimmen doch alle bedeutenderen Pädagogen darin überein, dass es sich dabei um geistige Zustände, — gleichviel, was man unter dem Worte „geistig“ verstehen mag, — um ein geistiges Leben handelt, das der Erzieher bei seinen Zöglingen anbahnen, befördern oder ausbilden soll. Auch dürften die meisten damit einverstanden sein, dass dieses geistige Leben den Gesetzen der Ethik und der Natur entsprechen soll. Wie die Uebertretung ethischer Gebote gleichbedeutend ist mit der Verletzung von Naturgesetzen hat meines Wissens der geniale Philosoph, oder richtiger Naturphilosoph, Herbert Spencer am klarsten gezeigt. Ein sittlicher, der Vernunft entsprechender Charakter, ein gesunder, idealistisch gesinnter und doch zugleich praktischer Geist sollte auch nach dem sehr kühl denkenden und besonnenen Herbert Spencer das Ideal der Erziehung bilden, wenn er dies auch in seinem klassischen Werke über die Erziehung nicht gerade mit den gleichen Worten ausspricht. Leider hat bei ihm der Einzelne nur als Mitglied der Herde einen Wert, was den individualistisch gesinnten Deutschen wenig anmutet. Es ist daher ein unsterbliches Verdienst Herberts, Max Stirners und vor allem Nietzsches, dass sie das Vorrecht der Individualität, die Wahrheit, dass der Einzelne zunächst für sich selber da ist und einen von der Gesamtheit unabhängigen Wert, eine individuelle Bestimmung hat, zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise aufs entschiedenste betont haben. Worin der unabhängige, ethisch gebildete Charakter besteht und wie er zu verwirk-

lichen wäre, darüber kann natürlich nur die Psychologie genauern Aufschluss geben. Damit meine Bemerkungen allen verständlicher werden, scheint es mir also unbedingt notwendig, einen Augenblick bei derselben zu verweilen. Natürlich kann ich hier bloss über die notwendigsten Punkte einige kurze Andeutungen geben. Diese werden aber das Nachfolgende vielleicht einleuchtender erscheinen lassen und auch manchen zum tiefern Studium dieser Fragen anregen.

Das gesamte Seelenleben beruht auf den Vorstellungen, wie sich die Bevölkerung eines Staates aus den einzelnen Individuen zusammensetzt. Wie das Volk im Staat, so bilden auch die Vorstellungen gleichsam Gesellschaften, Klassen, Gruppen oder Kreise. Auch die Vorstellungen haben ihren "Kampf ums Dasein"; die weniger starken, die, welche geringere Kraft und Klarheit besitzen, werden von den andern, stärkeren, verdunkelt, aber niemals vernichtet. Sie können später wieder ans Licht des Bewusstseins kommen, wie auch unterdrückte Individuen nicht selten sich wieder emporarbeiten. Aus der Wechselwirkung zwischen den Vorstellungen entsteht nach und nach das gesamte geistige Leben, von dem im letzten Grunde unser Wert, unser Wohl und Wehe abhängt. Alles, was wir mit den Sammelnamen Verstand, Vernunft, Gefühl und Wille bezeichnen, ist aus dieser Wechselwirkung entstanden. Selbst das unbewusste Seelenleben — worüber, nebenbei bemerkt, ein gewisser Waldstein in New York ein treffliches Büchlein veröffentlicht hat und welches auch der Philosoph John Fiske ausführlicher beleuchtet — das mit unsern natürlichen Trieben und Anlagen eng verbunden ist, kann nur dann Einfluss auf uns gewinnen, wenn unsere Vorstellungen, die schon einmal im Bewusstsein waren, ihm keinen genügenden Widerstand zu leisten imstande sind, also wenn die innere Einheit oder die geistige Gesundheit fehlt. Die einzigen Seelenkräfte sind daher die Vorstellungen selber, sobald sie mit einander zusammentreffen und sich gegenseitig hemmen, fördern, verschmelzen oder verbinden. Es ist leicht einzusehen, dass kein Lehrer oder Erzieher eine bestimmte, zielbewusste Wirkung auf das Seelenleben seines Zöglings ausüben kann, der nicht mit der Natur, den Gesetzen desselben, genau vertraut ist. Er muss wissen, wie klare Vorstellungen erzeugt werden; wie sie mit einander zu verbinden sind; wie Urteile und Schlüsse entstehen; er muss das Kind anleiten können, Begriffe aus den Anschauungen selber zu abstrahieren; er soll mit den verschiedenen Arten der Gefühle vertraut sein, um solche durch den Unterricht erzeugen zu können; er soll wissen, wie ethische Gefühle, Urteile, Schlüsse entstehen; wie der Wille entsteht und durch den Unterricht gebildet werden kann; den Unterschied zwischen dem bloß mittelbaren und dem ächten, unmittelbaren Interesse muss er kennen, und das letztere nach und nach in des Zöglings Seele erzeugen und stärken, denn das selbstlose, freudige Interesse an allem, was Menschen getan und gelitten, an der



Natur und ihrem Studium, ist das einzige sichere Gegengift gegen den natürlichen Egoismus und lehrt den Menschen edlere Freuden und Ziele kennen; zu diesem Zwecke muss er wissen, wie sich die verschiedenen Lehrfächer um den Gesinnungsstoff, der mit Willensverhältnissen zu tun hat, konzentrieren lassen, und sollte genau vertraut sein mit den oft komplizierten Erscheinungen der Apperzeption, Abstraktion und der frei steigenden Vorstellungen, die sich besonders in den Spielen der Kinder kundgeben. Denn was der Erzieher im wahren Sinne des Wortes im Zögling erzeugen soll, ist an und für sich ein geistiges Kunstwerk, ein inneres Leben, das am Wohl und Wehe der Menschheit und des Einzelnen, an den Fortschritten der Kultur, am Wohlergehen des Vaterlandes, an allem Schönen, Wahren und Guten regen, selbstlosen Anteil nehmen und dabei den Gesetzen der Natur und der Vernunft willig gehorchen soll. Die Vorstellungen müssen zu diesem Zwecke so geordnet und verbunden sein, dass im Notfall alle einander zu Hilfe kommen oder reproduziert werden, so dass, wie Göthe sagt, "ein Schlag tausend Verbindungen schlägt". Dies ist die geistige Regsamkeit, die die Natur den schöpferischen Geistern, den "Genies" verliehen. Durch Erziehung kann sie bis zu einem gewissen Grade allen Zöglingen zu Teil werden, die nicht geborene geistige Krüppel sind. Lessing sagte daher mit vielleicht mehr Recht, als er selber ahnte: "Der Knabe muss ein Genie werden, oder es kann nichts aus ihm werden." Doch würde uns dies Thema zu weit führen. Auch das "Wohlgefühl des Gelingens", das auf diese Art im Zögling entsteht, ist vom höchsten pädagogischen Wert. Bei einem solchen Unterricht wird die Disziplin natürlich auch sehr erleichtert, und die Examina und Schaustellungen werden überflüssig, sie dienen sowieso nur der Eitelkeit und damit dem Egoismus. Der Lehrer, der psychologisch richtig unterrichtet, wird bald finden, dass er vor den andern grosse Vorteile voraus hat; er erfährt bald, dass nur im tüchtigen Idealen das wahrhaft Reale und Praktische liegt. Der Weg ist anfangs etwas mühsam, belohnt aber nach und nach durch die herrlichsten Aussichten und Erfolge in jeder Hinsicht.

Es versteht sich von selbst, dass eine Erziehung im eigentlichen Sinne des Wortes, bei der es vor allem auf die Ausgestaltung eines zweckmässig geordneten Vorstellungsschatzes ankommt, früh anfangen muss. Abgesehen von den Privatschulen, für welche natürlich die gleichen Grundsätze gelten, ist die *Volksschule* ihr Fundament, ihr Hauptgebiet, oder sollte es sein. Von derselben aus kann sie in den höhern Schulen, die eine allgemeine, ächte Bildung bezwecken, fortgesetzt werden, bis endlich das Leben an die Stelle der Schulen tritt. Es wird auch klar sein, dass es bei der wirklichen Erziehung und Bildung der Jugend in erster Linie nicht auf kostbare Schulgebäude, Laboratorien u. dgl. ankommt, sondern auf den *Erzieher, den Lehrer, selbst*. Von seiner

Ausbildung, seiner Berufstreue, seinem Enthusiasmus, hängt der Erfolg der Schule ab. Der wirkliche Lehrer ist, wie der Dichter, im gewissen Sinne als solcher geboren. Er muss ein Seelen-Bildner sein, mit künstlerischen Anlagen begabt, der, wie Lessing sagt, „im rohen Marmorblock die göttliche Gestalt sich denkt“, die er formen will: Begeisterung für seinen hohen Beruf, ein poetisches Gemüt, damit er sich leicht auf den geistigen Standpunkt des Kindes stellen kann, geistige Regsamkeit, die im Unterricht alles zu verwerten versteht und sich keiner Schablone fügen mag, Menschenliebe und ein gesunder Idealismus sind ihm unentbehrlich, wenn er nicht zum blossen Handwerker und Tagelöhner herabsinken soll. Aber wie bei jedem von der Natur reichlich begabten Menschen, so müssen auch bei ihm diese Anlagen entfaltet und richtig ausgebildet werden, wenn sie zum Besten seiner Zöglinge und der Menschheit wirken sollen, sonst nützen sie wenig oder nichts. Der Lehrer muss einsehen lernen, dass sein Beruf der höchste und wichtigste ist, den es geben kann; er soll wissen, dass von seiner Wirksamkeit die Zukunft der Nation abhängt, die sich ja aus den einzelnen Individuen zusammensetzt. Keine staatliche oder kirchliche Partei, kein Staatsmann, Fürst oder politischer „Reformer“ kann dauernde Resultate erzielen, wo die Menschen für den Fortschritt, für ein höheres Ideal, kein Verständnis haben. Erzieher, d. h. Künstler im wahren Sinne des Wortes, sind auch die Dichter und Schriftsteller; aber sie werden kein Gehör finden, wo ihnen nicht ihr wichtigster Bahnbrecher und Kollege, der Lehrer, vorgearbeitet hat.

Es hängt somit ausserordentlich viel davon ab, dass der Staat, die Menschheit, gute Erzieher oder Lehrer haben. Aber ohne gründliche berufliche Ausbildung ist dies nicht möglich. Der Lehrer braucht dieselbe mindestens ebenso sehr, wie der Arzt, der Chemiker, der Astronom, u. s. w. Sie alle müssen das Feld ihrer Tätigkeit gründlich kennen, sonst leisten sie nichts oder richten bloss Unheil an. Das sollte doch selbstverständlich sein; dennoch gibt es Leute, die dies nicht zu begreifen scheinen. Mit solchen zu streiten, wäre nicht der Mühe wert. Diese Ausbildung sollten die pädagogischen Seminare oder Normalschulen besorgen. Wir wollen zunächst untersuchen, ob dieselben dies bei uns in Pennsylvanien auch wirklich tun. Ich hatte weder Zeit noch Gelegenheit, unsere Normalschulen alle eingehend zu studieren. Es war dies für den Zweck dieser Besprechung, die hauptsächlich mit positiven Vorschlägen zu tun hat, auch gar nicht nötig. Die an und für sich freilich kurzen Berichte der meisten hiesigen Normalschulen zeigen nur zu klar, wie wenig dieselben ihrem Zwecke entsprechen.

Schon die Anordnung eines solchen Berichtes kommt dem kritischen Auge etwas verdächtig vor, insofern sie einen Schluss auf das erlaubt, was den Leitern einer solchen Schule von der grössten Wichtigkeit zu sein scheint. Da werden z. B. die Gebäude und Einrichtungen beschrieben und

photographiert, natürlich mit einigen hübschen Mädchen im Vordergrunde, die äusserst zufriedene Gesichter zeigen, um zu beweisen, dass ihnen nichts abgeht. Die schöne Umgebung, die Aussichtspunkte, werden ebenfalls im Bilde vorgeführt. Auf Laboratorien, wo ja so viel Zeit vertrödelt werden kann, wird mit Stolz hingewiesen; ebenso auf Bibliotheken, deren Inhalt, nach dem Katalog zu schliessen, offenbar mehr auf Zeitvertreib und oberflächliche Schöngesteerei, als auf ernste Studien berechnet ist; Kirchen, Eisbahnen und dgl. werden ebenfalls sorgfältig aufgezählt. Wo der Handfertigkeitsunterricht eingeführt ist, geht er weit über das Bedürfnis hinaus, denn der Erzieher soll vor allem Menschen, nicht bloss Handwerker heranziehen. Die Ausbildung in gewissen Fertigkeiten, Luxusfächern, alten und neuen Sprachen, die für den Lehrer zwecklos sind, und die er doch selten oder nie bemeistern wird, in Künsten, die hauptsächlich als Lockmittel dienen, um Schüler anzuziehen, und manchem anderen unpraktischen Zeug wird ganz besonders betont. In mehreren Anstalten kommen noch allerlei Allotria hinzu, wie Kochkurse für beide Geschlechter, Gesellschaften, um auf die Umgebung „erziehend einzuwirken“, zeitraubende sog. wissenschaftliche Experimente, u. s. w. Aber das alles könnten wir hingehen lassen, vorausgesetzt, dass die Hauptsache, die eigentliche Berufsbildung, dabei nicht zu kurz käme.

Welchen Aufschluss erhalten wir nun darüber? Mit Stolz weist der Berichterstatte darauf hin, dass die Anstalt eine „Musterschule“ besitzt. Das ist ja ganz prächtig! denken wir zuerst. Aber fragen wir weiter, wie die angehenden Pädagogen daselbst den Unterricht erteilen; ob sie sich darauf vorbereiten; ob sie dort wohlverstandene Theorien praktisch anwenden lernen; ob sie wirklich ein klares Bewusstsein dessen haben, was sie in der Musterschule tun, oder bloss dem gedankenlosen Schlendrian folgen, so erhalten wir darüber zunächst keinen Aufschluss. Um solche Kleinigkeiten kümmert man sich offenbar nicht im mindesten. Das sind ja nach Ansicht der Berichterstatte Nebensachen, nicht der Rede wert. Aber wenn wir recht fleissig suchen, finden wir irgendwo in einem bescheidenen Winkel des Buches die ganz beiläufige Bemerkung, dass in der Anstalt auch Psychologie, besonders experimentelle, zu den Lehrfächern gehöre, und sogar Pädagogik, wenn es hoch kommt. Selbst Geschichte der Pädagogik wird mitunter genannt, und die Namen von zwei oder drei ziemlich bedeutungslosen „Pädagogen“, die einmal ein Textbuch — verbrochen haben, werden dabei angeführt. Das ist so ziemlich alles. Von der Wichtigkeit der eigentlichen Berufsbildung für den angehenden Lehrer, und wie die letztere am besten angebahnt werden kann, scheinen die meisten Leiter solcher angehender „Lehrerbildungsanstalten“ auch keine blasse Ahnung zu haben. Ihnen ist das rein Äusserliche, Zufällige, was irgendwie der augenblicklichen Mode dient, die Hauptsache. Reklame



zu machen, recht viele Studierende anzulocken, von denen ein Teil ganz andere Ziele verfolgt, als den Lehrerberuf, nur darauf geht ihr wirkliches Sinnen und Trachten. Aber ich will hier nicht weiter darauf eingehen, denn das blosses Kritisieren an und für sich hilft nichts, oder selten etwas. Es würde, wie schon Pestalozzi bemerkte, umsonst sein, denjenigen, die nie ein Licht gesehen, begreiflich zu machen, dass sie im Dunkeln wohnen; aber zeigt ihnen das Licht, und sie werden von selber herausfinden, dass sie vorher im Finstern waren, ohne dass es nötig wäre, es ihnen direkt zu sagen. An der Negation und Kritik des Bestehenden fehlt es unsrer Zeit wahrlich nicht; was uns am meisten fehlt, ist dagegen das Positive, welches an die Stelle des Unhaltbaren oder Fehlerhaften treten soll. Wir sind zu kritisch, zu wenig produktiv. Aber mit dem blossen Niederreißen ist's nicht getan; das Aufbauen ist noch wichtiger.

Ich habe es deshalb für das Beste gehalten, das Hauptgewicht auf positive Vorschläge zu legen. An neuen Ideen fehlt es ja am meisten, d. h. an solchen, die sich wissenschaftlich begründen lassen; an blossen Utopien haben wir allerdings Ueberfluss. Sie schiessen wie Pilze empor und vergehen ebenso schnell. Die Vorschläge, die ich Ihrer Beachtung empfehlen möchte, und die sich teilweise schon aus dem ersten Teil dieses Vortrags von selbst ergeben, sind übrigens keineswegs neu im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern gründen sich auf die Psychologie und wissenschaftliche Pädagogik der Herbart'schen Schule. Natürlich musste ich auf die hiesigen Verhältnisse Rücksicht nehmen. Bemerken möchte ich noch, dass ich bloss die Absicht hatte, einige Anregungen zu geben, die zu weiterem Nachdenken über die Sache veranlassen sollen; ich müsste sonst ein ganzes Buch schreiben. Wenn es mir gelingt, das Bewusstsein eines grossen Mangels in unserer Lehrerbildung wachzurufen und den Weg anzudeuten, auf dem Abhülfe möglich wäre, so ist der Zweck dieser anspruchslosen Besprechung erreicht.

Der Zweck der Normalschulen oder Lehrerseminare sollte ausschliesslich darin bestehen, tüchtige Lehrer und Lehrerinnen heranzubilden. Ist dies bei uns der Fall? Verfolgt wenigstens ein Teil unserer Normalschulen nicht ganz andere Ziele? Nehmen sie nur solche Zöglinge auf, die sich dem Lehrerberufe widmen wollen? Diese Fragen mag sich jeder selber beantworten, der unsere Verhältnisse kennt. Fragen wir lieber weiter, welche Kenntnisse und Eigenschaften ein tüchtiger Lehrer, der nicht blos abrichten, sondern wirklich erziehen will, haben muss. Darüber habe ich in meinen kurzen Andeutungen über des Lehrers Einwirkung auf das Seelenleben des Zöglings und über die Wichtigkeit des Erzieherberufes gesprochen. Dem dort Gesagten möchte ich noch hinzufügen, dass die sprachlich-historische Veranlagung, die humanistische Richtung, die besonders menschliche Verhältnisse im Auge hat, also Geschichte, Sprachen, Literatur, Philosophie im deutschen Sinne des Wor-

tes, Pädagogik und Poesie umfasst, ihren Besitzer zum eigentlichen Erzieher besonders qualifiziert; dies sollte bei der Auswahl von Aspiranten für den Lehrerberuf in Erziehungsschulen besonders beachtet werden. Die mathematisch - naturwissenschaftliche oder realistische Anlage gibt Macht über die Natur und ihre Kräfte; sie ist für den Fortschritt der Menschheit von der grössten Wichtigkeit; aber die Tiefen des menschlichen Gemütes und Gedankenlebens sind ihr fremd. Sie wird die besten Fachlehrer auf ihrem eigenen, grossartigen Gebiete liefern können. Diese Andeutungen erlauben auch einen Schluss auf die leitenden Geister, die in den Normalschulen wirken sollten. Handelte es sich in denselben um ein blosses Brotstudium, so könnte die Auswahl der Lehrkräfte gleichgültig sein, vorausgesetzt, dass dieselben in ihrem eigenen Fach gut beschlagen wären. Aber wo es sich um höhere Ziele handelt, ist es nicht so leicht, passende Lehrkräfte zu finden. Der Leiter einer Normalschule muss die gleichen Kenntnisse und Eigenschaften besitzen, die dem Lehrer an einer Erziehungsschule unentbehrlich sind, aber seine pädagogische und philosophische Bildung sollte noch gründlicher und umfassender sein. Er sollte es auch verstehen, mit den andern Lehrkräften harmonisch und zielbewusst zusammenzuwirken.

Die Auswahl des Unterrichtsstoffes, die Gestaltung des Lehrplanes, die Unterrichtsmethode, erfordern für die Normalschule ganz besondere Sorgfalt, wenn nicht viele kostbare Zeit verloren gehen soll. Auch hier wäre eine Konzentration der einzelnen Fächer um einen Mittelpunkt sehr am Platze, sowie die fortgesetzte Anwendung der formalen Unterrichtsstufen, damit der junge Erzieher sich durch die lebendige Anschauung und praktische, persönliche Erfahrung daran gewöhnen könnte, und sein Takt und das "pädagogische Gewissen" gründlich ausgebildet würden. Natürlich müsste in der Normalschule statt des Gesinnungsstoffs der Volksschule die Pädagogik in allen ihren Verzweigungen in den Mittelpunkt gestellt werden. Psychologie und Ethik würden auch in andern Fächern, wie Geschichte, Literatur, Kunst, Aesthetik, und sogar in der Geographie, Physiologie, ja selbst an den Handarbeiten und Leibesübungen Beziehungs- oder Verbindungspunkte genug finden. Der künftige Erzieher würde so einen einheitlich geordneten Gedankenkreis in sich ausbilden, in dem alles am richtigen Platze wäre und zu einander in Beziehung stünde, wie beim Genie, von dem ich oben sprach. Aber solch ein ideales Seminar wird noch lange ein frommer Wunsch bleiben, und ich will daher nicht näher darauf eintreten. Kehren wir also zur Wirklichkeit zurück und sprechen wir von dem, was mehr Aussicht auf Verwirklichung haben dürfte, also von dem ersten Schritt in der rechten Richtung.

Es versteht sich, dass auch unter den hiesigen Verhältnissen eine möglichst gründliche Ausbildung des künftigen Erziehers in den ver-

schiedenen Zweigen der Erziehungswissenschaft angestrebt werden muss. Psychologie, Methodik, Ethik und wenigstens die wichtigsten Forderungen der Pädagogik im engeren Sinne sollten von ihm möglichst gründlich studiert werden. Darauf werde ich nachher zurückkommen. Den pädagogischen Fächern kommen die Gesinnungsfächer am nächsten, d. h. sie sind für den Erzieher die wichtigsten nach der Pädagogik, denn ihr Gegenstand ist der Mensch selber mit seinem Wirken und Leiden, Fühlen und Wollen. Sie haben daher den grössten erzieherischen Wert. Die verschiedenen Zweige der Geschichte, die Literatur, und in gewissem Sinne die Sprache, — insofern dieselbe als die Schatzkammer oder die silberne Schale angesehen wird, die die kostbarsten Schätze des Menschengesistes enthält, oder als der goldene Schlüssel zu den unerschöpflichen Perlen des menschlichen Herzens, — sie alle wirken, im Unterricht richtig verwertet, unmittelbar auf die Gesinnung, das Fühlen und Wollen, und somit auf den Charakter ein, wesshalb eine gründliche Vertrautheit mit ihnen für den Erzieher von der grössten Wichtigkeit ist. Der Anwendung der Psychologie und Ethik in der Beurteilung historischer Personen oder literarischer Charaktere haben wir schon oben gedacht. Zwischen den pädagogischen und den Gesinnungsfächern bestehen so viele direkte und innige Beziehungen, dass sich daraus ganz von selbst eine Hauptgruppe bildet. Mit der Geschichte steht auch die Kenntnis der Erde im innigsten Zusammenhang, und von den pädagogischen und den Gesinnungsfächern führen zahlreiche Fäden zu den Naturwissenschaften im weitern Sinne, Zoologie, Botanik, Chemie, Physik, Physiologie und Biologie hinüber und von dort zurück, so dass die beiden Gruppen einander ergänzen und beleuchten. Gesang und Musik stehen mit den Gesinnungsfächern in Zusammenhang, Rechnen und Mathematik mit der naturwissenschaftlichen Gruppe. Der Handfertigkeitsunterricht findet Anknüpfungspunkte an der Pädagogik und Methodik, wenn er im Seminar erteilt wird, und die Leibesübungen an der Physiologie. Auf die angedeutete Art liesse sich in unsern Normalschulen unmerklich, gleichsam als ungezwungene, natürliche Folge eines psychologisch begründeten Unterrichts, eine Art Concentration herstellen, die den günstigsten Einfluss auf die spätere Tätigkeit des Erziehers oder Lehrers haben müsste, dem die richtige Erteilung des Unterrichts sowohl durch sein Fachstudium, als auch durch persönliche Erfahrung an sich selber, schon im Seminar gleichsam zur zweiten Natur geworden wäre. Ueber die philosophische Ausbildung des Lehrers im engeren Sinne des Wortes liesse sich vieles hinzufügen, aber dies würde uns zu weit führen. Religiöse Fragen müssen wir in Amerika ganz übergehen, obschon eine Volkserziehung ohne die Hilfsmittel, die die Religion darzubieten vermöchte, ein Problem ist, dessen Lösung man nicht leicht finden dürfte. Wir hätten also, um zu rekapitulieren, in der Normalschule drei Haupt-



gruppen: die pädagogischen Fächer: Psychologie, Methodik, Ethik, Pädagogik im engern Sinne, und günstigenfalls eine Exkursion in das Gebiet der eigentlichen Philosophie, um die geistige Einheit, soweit dies der Schule möglich ist, anzubahnen; zweitens und in enger Beziehung damit stehend, die *Gesinnungsfächer*: Geschichte in allen ihren Zweigen, Literatur und Poesie; drittens tritt die Gruppe der naturwissenschaftlichen Fächer im weiteren Sinne des Wortes hinzu, wie Geographie, Zoologie, Botanik, Physik, Chemie, Anthropologie, Geologie, u. s. w. Die *formalen* Fächer haben ohne die andern keine selbständige Bedeutung, aber an der richtigen Stelle sind sie von der grössten Wichtigkeit. Von letztern schliessen sich die Sprachen—besonders die Muttersprache—direkt an die Gesinnungsfächer an, Rechnen und Mathematik an die naturwissenschaftlichen. Andere, etwa hinzukommende Unterrichtsgegenstände lassen sich leicht an die oben genannten Gruppen anknüpfen. Es wird also leicht sein, auch in der Normalschule die Konzentration des Unterrichts durchzuführen, und ebenso leicht würde es sein, die formalen Unterrichtsstufen in ihren Hauptzügen — Apperception, Abstraktion und Anwendung auf wirkliche oder fingierte Fälle — fortwährend anzuwenden. Auf diese Weise würde der künftige Lehrer zu einer geistig regsamen, wahrhaft gebildeten Person werden, die sich leicht in jeder Lage zurechtfinden könnte und den Trieb und die Fähigkeit besässe, sich selbständig weiter zu bilden.

Hier ist wohl auch der geeignete Ort, um der *Fremdsprachen* zu gedenken, die in der Normalschule betrieben werden. Dass der Unterricht in den sogenannten klassischen Sprachen bei einer zwei- oder dreijährigen Studienzeit zu keiner gründlichen Kenntnis derselben führen kann, sollte die Erfahrung oft genug bewiesen haben; dieses Studium wäre also die reine Zeitverschwendung. Es raubt dem Zögling die Kraft und Zeit, die es für wichtigere Studien so nötig hätte, und führt zu keinem wertvollen, gediegenen Wissen. Die alten Sprachen sind auch an und für sich, besonders für den amerikanischen Lehrer, überflüssig, denn unsere lebenden Sprachen enthalten weit wertvollere Wissensschätze für Geist und Herz, als jene alten Pergamente der Griechen und Römer, und was sie uns mitzuteilen haben, steht dem modernen Bewusstsein viel näher, als die gallischen Metzeleien eines Cäsars oder die Helden Homers, die man heutzutage ins Irrenhaus schicken würde. Von den modernen Sprachen sollte aber diejenige gewählt werden, die den Lehrer in seiner Fortbildung am meisten fördern kann; die zugleich eine reiche Literatur aufweist, welche die Kultur- und Geistesrichtung der teutonischen Rassen am reinsten darstellt und vom idealistischen Geiste des Fortschritts, des Strebens nach höheren Zielen beseelt ist. Von diesem gewiss berechtigten Gesichtspunkte aus betrachtet, kann dabei nur das Deutsche in Betracht kommen. Die slavischen Sprachen mit ihrer ver-

wickelten Grammatik, ihrer pessimistischen und im Vergleich zum Deutschen recht armseligen Literatur sind von vornherein ausgeschlossen. Von den neulateinischen oder romanischen Idiomen würde in erzieherischem Sinne nur das Italienische mit seiner herrlichen, gediegenen Literatur von grossem Werte sein. Doch reicht es nicht an das Deutsche heran. Die spanische Sprache hätte für uns einen bedeutenden praktischen Wert; aber sie atmet einen Geist, der uns anmutet wie der Wind, der aus alten Gräften kommt. Das Französische ist im ganzen steif oder frivol; und wo er moralisiert, da wird der Gallier schrecklich langweilig und unausstehlich. Man denke an die Plattheiten von La Fontaine oder an den häufig hohlen Pathos von Viktor Hugo. Das Deutsche aber, abgesehen davon, dass es eine grosse Zukunft vor sich hat, steht schon wegen seines praktischen Wertes und seiner Verwandtschaft mit der hiesigen Landessprache im Vordergrund des Interesses. Wenigstens ebenso wichtig aber sollte für die angehenden Lehrer der bekannte Umstand sein, dass sie unbestritten die besten und zahlreichsten pädagogischen Klassiker enthält, und dass es deutsche Männer waren, denen die modernen Volksschulen und die besten höhern Schulen ihr Dasein verdanken. So bietet die deutsche Sprache gerade auf dem Gebiete, das für die Lehrer das wichtigste ist, die wertvollsten Schätze dar. Aber auch auf andern Gebieten des Wissens und der schönen Literatur finden wir im Deutschen einen Reichtum, eine Mannigfaltigkeit, Gedankentiefe und Innigkeit, die man in andern alten oder modernen Sprachen vergebens suchen würde. Zudem ist das Deutsche auch sehr passend, um das Studium einer alten oder "toten" Sprache zu ersetzen, da es selbst noch teilweise den Charakter einer solchen bewahrt hat und auch durch seine Kraft und Würde an die Sprache der alten Römer erinnert. Zudem wird hierzulande neben dem Englischen keine andere Sprache mehr gebraucht, als die Deutsche.

Was die dem Erzieher unentbehrliche pädagogische Ausbildung anbelangt, so sollte sie vor allem recht praktisch sein. Wir haben Lehrer genug überall, die in allgemeinen Phrasen gar schön über die Ziele der Erziehung, die Wichtigkeit dieses oder jenes Faches, die Pflichten des Lehrers und der Schule sprechen und deklamieren können. Aber wenn wir ins Einzelne gehen, so vermögen sie über keinen Schritt, den sie tun, begründete und genaue Rechenschaft abzulegen. Sie sind nicht einmal imstande, die verschiedenen Arten der Vorstellungen von einander zu unterscheiden, oder Reproduktionshilfen zweckmässig zu gebrauchen; sie wissen nicht, wie die Begriffe aus den konkreten Vorstellungen abgeleitet werden, wie ein Gefühl oder ein Entschluss entsteht, wie das Wollen durch den Unterricht gebildet werden kann, wie das selbstlose, unmittelbare Interesse hervorgerufen und angebahnt, wie die Disziplin durch ei-

nen zweckmässigen Unterricht erleichtert wird, sie wissen nicht im geringsten, wie eine Lektion richtig bearbeitet, oder wie die verschiedenen Vorstellungsgruppen mit einander verbunden, das ethische Urteil gewonnen, die sittlichen Ideen zur herrschenden Macht in des Zöglings Seele erhoben werden. Ihr Wissen ist blosses Wortgeklänge ohne praktischen Wert. Die meisten englischen pädagogischen Lehrbücher begünstigen diese Oberflächlichkeit. Da müssen in den englisch-amerikanischen Normalschulen vor allem neue Bahnen betreten werden, wenn sie wirklich etwas nützen sollen. Theorie und Praxis sollten auch daselbst stets Hand in Hand gehen. Jedes neue theoretische Wissen sollte sofort erprobt und angewendet werden, wenn es nicht toter Ballast bleiben soll. Nehmen wir z. B. an, der pädagogische Lehrer hätte mit seinen Studenten während des Unterrichts durch konkrete Beispiele und Abstraktion das psychische Gesetz von der „Enge des Bewusstseins“ gefunden, so sollten die daraus entstehenden Folgerungen in ihren so unendlich zahlreichen Anwendungen auf das praktische Schulleben für den Unterricht verwertet werden. Der Normalschüler wird dann bald einsehen, wie wichtig und nützlich jede neue Erkenntnis für ihn ist, und nachdem auf diese Art nach und nach sein unmittelbares Interesse geweckt worden, wird ihm das Studium zur Lust, und sein einmal angeregter Forschungseifer wird nie wieder erlahmen. Das beste Hilfsmittel für den theoretischen Unterricht, um dessen Resultate gleich praktisch verwerten zu lernen, wäre natürlich eine Musterschule. Wo eine solche besteht, muss sich der Seminarist oder Normalschüler auf jede neue Lektion, die er daselbst erteilen soll, schriftlich vorbereiten, und alles, was er dabei tut oder spricht, jeden seiner Schritte, psychologisch genau begründen. Das ist bei der Herbart'schen Psychologie, die mit den einzelnen Vorstellungen und Vorstellungsgruppen wie mit Individuen und Klassen im Staate rechnet, sehr leicht, nachdem einmal deren Anfangsgründe bemeistert wurden. Die Kritik, der die Seminaristen von Seite ihrer Lehrer oder Mitstudierenden unterworfen werden, bildet ihren Takt und schärft ihr „pädagogisches Gewissen“, wie es Ziller treffend nennt. Wo aber eine Musterschule nicht vorhanden ist, lässt sich dem Mangel durch das fingierte Handeln, das Herbart so kurz und klar charakterisiert hat, bis zu einem gewissen Grade abhelfen. Die theoretische Erkenntnis wird nach jeder pädagogischen Lektion sofort und auf die mannigfaltigste Art auf fingierte „konkrete“ Fälle angewendet, wozu ebenfalls Präparationen anleiten müssen. Auch bei diesen Anlässen kann die Kritik ihre heilsame Tätigkeit ausüben. Wenn ich von Kritik spreche, meine ich natürlich sachlich begründete Kritik, nicht wertloses Geschwätz, wie es so oft bei unsern modernen „Schöngeistern“ vorkommt, also keine fade Geistreichelei. Auch dieses fingierte Handeln kann praktisch tüchtige Lehrer bilden, die sich dann, wenn sie eine wirkliche



Schule übernehmen, sehr bald zurechtfinden. Die Hauptsache bleibt immer, dass der angehende Lehrer sich seine Kenntnisse, so weit sie reichen, möglichst gründlich angeeignet hat. Dann wird er bald auch praktische Tüchtigkeit zeigen, wenn er körperlich und geistig gesund ist. Wie viel aus dem fast unerschöpflichen Schatz pädagogischen Wissens dem Normalschüler mitgeteilt werden soll, hängt von der Studierzeit und andern Umständen ab. Vor allem Sorge man dafür, dass eine möglichst gründliche Kenntnis der verschiedenen Vorstellungsarten, ihrer Verbindung, sowie der Reproduktionsgesetze, der Begriffs- und womöglich der Willensbildung, sowie die praktische Verwertung dieser Kenntnis nicht fehle. Schon die Fähigkeit, die verschiedenen Vorstellungsarten in konkreten Fällen schnell von einander zu unterscheiden, findet sich ziemlich selten. Ähnlich steht es mit den andern erforderlichen Kenntnissen, sobald man die Seminaristen auf die Probe stellt. Fleissiges Ueben ist unerlässlich. Gründlichkeit ist der Vollständigkeit weit vorzuziehen. War der Normalunterricht praktisch und gründlich, so wird das spätere Selbststudium sehr vieles ergänzen. War aber der Unterricht oberflächlich, so wird das Selbststudium nur in sehr seltenen Fällen im Ernst betrieben werden und auch höchst selten etwas nützen.

Ueber das blosse Spielen mit Worten gilt auch noch heutzutage die geheimnisvolle Drohung:

„Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,  
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.“

Soweit der Unterricht in den pädagogischen Fächern in Betracht kommt, sollte sich also die Normalschule zunächst auf das Einfachste und Notwendigste beschränken, um es desto sicherer und gründlicher durchführen zu können. Aber auch in Bezug auf die andern Fächer sollten daselbst die gleichen Grundsätze gelten. Geschichte z. B. sollte nur in ihren für die Entwicklung der Menschheit wichtigsten Perioden behandelt werden, und das Kulturgeschichtliche in den Vordergrund treten. Die Poesie, besonders die epische und dramatische, wird das Verständnis historischer Ereignisse, Zustände und Personen erleichtern. „Geschichtsperioden, die kein Meister beschrieb, deren Geist kein Dichter atmet, haben für die Erziehung wenig Wert“, sagt Herbart in seinen klassischen pädagogischen Aphorismen. Ebenso sollte die Naturerkenntnis in allen ihren Zweigen mehr dazu dienen, das gesetzmässige, einheitliche Leben in der Natur und dessen wichtigsten Erscheinungen dem Verständnis des Studenten näher zu bringen, als letzterem ausführliche, oft unzusammenhängende Detailkenntnisse aufzubürden. Rechnen und Mathematik könnten ohne Schaden zugunsten realer Fächer beschnitten werden. Alle Unterrichtsfächer sollten in der Normalschule vor allem dazu beitragen, den Lehrer für seinen Beruf möglichst tüchtig zu machen

und ihn zugleich so weit als tunlich in das Verständnis des Menschen- und Naturlebens einzuführen. Nur so weit sie dies tun, haben sie für ihn wirklichen Wert. Ein zweckmässiger, einfacher Unterricht im Seminar, der nicht auf blosser Schaustellung und Effekt berechnet ist, muss angestrebt werden. Hier musste ich mich natürlich auf einige kurze Andeutungen beschränken und mit absichtlicher Vermeidung jedes hierzulande so beliebten rhetorischen Schmuckes streng bei der Sache bleiben, weshalb mein Vortrag etwas trocken erscheinen dürfte. Aber wer beim Lesen desselben durstig geworden ist, wird wohl keine Schwierigkeit haben, etwas Nasses zu finden.

Erlauben Sie mir zum Schlusse noch ein paar allgemeinere Bemerkungen. Die bessere Normalschulbildung hat für uns Deutsche noch eine besondere Bedeutung. Erstens wird kein Lehrer imstande sein, einen gedeihlichen deutschen Unterricht zu erteilen, falls das Deutsche in unsre Volksschulen eingeführt wird, der nicht selber eine tüchtige praktische Ausbildung erhalten hat. Darin liegt für uns eine grosse Gefahr. Wenn das Volk sieht, dass beim deutschen Unterricht nichts herauskommt, wird es ihn wieder, als nützlosen Ballast, über Bord werfen. Je besser der Unterricht im Deutschen hierzulande erteilt wird, desto hoffnungsvoller dürfen wir in die Zukunft schauen.— Zweitens würde bei Einführung der vorgeschlagenen oder ähnlicher Reformen das amerikanische Volk mit deutscher Bildung und deutschen Bestrebungen besser bekannt. Es würde unsere Kultur höher achten, in das Geistesleben unsrer Dichter und grossen Denker tiefer eindringen, und dies würde sowohl dem Anglo-Amerikaner als dem Deutschen zum grössten Vorteil gereichen. Der gesunde deutsche Idealismus würde ein höheres geistiges Leben anbahnen.

Wir dürfen bei unsern Bestrebungen nicht vergessen, dass im tüchtigen Idealen auch das wahrhaft Reale und Praktische liegt und umgekehrt. Ohne Idealismus ist keine wirklich praktische Arbeit oder Wirkksamkeit, kein edleres Geistesleben möglich; und ohne praktischen Sinn, ohne "gesunden Menschenverstand", würde der Idealismus in blosser Utopien ausarten, woran es uns heutzutage wahrlich nicht fehlt. Beide gehören unzertrennlich zusammen, und nur wer beides, ideale Gesinnung und praktischen Verstand, in sich vereinigt, ist geistig gesund. Wenn wir dies im Auge behalten, so werden wir nicht erwarten, dass unsere Bestrebungen sofort Früchte tragen. Ein falscher Optimismus ist ebenso verderblich, wie der übertriebene Pessimismus. Auch der erstere kommt schliesslich dahin, alles aufzugeben und sich vom Kampfe zurückzuziehen. Nur der tüchte, praktische Idealismus lässt sich nicht entmutigen, weil er nichts für sich von der Aussenwelt erwartet. Er weiss: nur Schritt für Schritt, indem ein praktisches, erreichbares Ziel nach dem andern verfolgt und

schliesslich erreicht wird, ist ein gesunder, dauernder Fortschritt möglich. Auch die Natur hat ja Millionen von Jahren gebraucht, um den gegenwärtigen Standpunkt der Entwicklung zu erreichen, und was die Menschheit im besonderen anbelangt, so steht sie trotz ihrer altklugen Miene wohl erst am Anfang ihrer höheren geistigen Kulturmission, wenn wir wenige bevorzugte Geister davon ausnehmen, die den andern vielleicht um Jahrhunderte voraus sind. Wir sind noch weit entfernt von den Leitbildern, die unsern grössten Denkern und Dichtern vorschwebten. Da aber die Zeit unendlich ist, dürfen wir die weitere Entwicklung ruhig abwarten. Die Völker müssen vorwärts schreiten, selbst wenn sie nicht wollten, oder sie gehen zu grunde. Da gibt es für jeden Arbeit genug, der sein „Sandkörnchen zum grossen Bau der Zeiten“ beitragen will. Wer indessen am Werke des Fortschritts aus Eigennutz oder Ehrgeiz mitarbeitet, zeigt dadurch, dass er nichts ist, als ein grosses Kind: Bitterkeit, Schmerz, Enttäuschung und ein verlorenes Leben werden in der Regel sein Loos sein. Wer dagegen ohne an sich selbst zu denken, ohne auf baldigen äussern Erfolg zu rechnen, aus innerem Triebe und Pflichtgefühl sich der grossen Sache des Fortschritts widmet, der wird in der Regel zwar auch nicht viel Anerkennung ernten, aber er findet den reichsten Lohn in dem beglückenden Bewusstsein, sein Bestes getan zu haben. Der äusserer Misserfolg ist oft ein innerer Erfolg. Das Wohl und Wehe des Menschen hängt ja im Grunde von seinem eigenen Gemüte ab, wie wir schon oben gesehen. Diese Wahrheit wird sich dem Einzelnen und der Menschheit immer wieder aufdrängen, so oft noch Perioden eintreten mögen, wo der Utilitarismus das Scepter hält. Da aber die Erziehung unmittelbar auf den Geist einwirkt, von dessen Zustand des Menschen Lust und Leid in erster Linie abhängt, so ist sie wohl die wichtigste Frage, die wir kennen, und die Lösung dieser Frage würde für die Menschheit eine neue, glückliche Zukunft bedeuten. Wer für eine bessere Erziehung und Volksbildung wirkt, steht daher im Dienste des höchsten uns bekannten Ideals; aber nur Geduld, Liebe zur Sache und selbstlose Hingebung führen die Kämpfer für dieses Ziel einst zum Siege.



## Remarks on the Direct Method of Teaching German.\*

By Prof. Warren W. Florer, Ph. D., University of Michigan,  
Ann Arbor, Mich.

"Ich weiss es, der Mensch soll  
Immer streben zum Bessern; und, wie wir sehen, er strebt auch  
Immer dem Höheren nach, zum wenigsten sucht er das Neue.  
Aber geht nicht zu weit! Denn neben diesen Gefühlen  
Gab die Natur uns auch die Lust zu verharren im Alten,  
Und sich dessen zu freuen, was jeder lange gewohnt ist."

One of the most interesting tendencies of recent years is the forced recognition of contemporary thought, and especially in College circles. Why the men at the head of many of the departments in the lines of literature persist in remaining years behind the times seems almost unexplainable. Instead of opening the eyes of their students to the truths which fill the very atmosphere they inhale, they are busy as beavers in endeavoring to dam the irresistible current of development. This is especially true in the field of modern language, and we of the Germanic faith are not without sins of commission and omission.

Under the present condition it is impossible to have any definite goal towards which we should labor. The German born and educated will of necessity be imbued with ideals which the average American can not understand and which sometimes are in direct opposition to the customs of certain communities. These ideals meet a stubborn resistance, for nothing is so obstinate as prejudice based on ignorance. The natural result is that the community goes to the opposite extreme and endeavors to block every thing that might savor of German ideals. And this is fatal to the development of the community. Either German is not taught at all or taught in order to fill the paper requirements of the colleges by a teacher who is absolutely ignorant of any phase of her subject, or by a teacher who can do nothing more than drill set paradigms and listen patiently to a so-called translation.

And here is the point where many College teachers are fault. Because they, under the pretence of conservation or for the sake of self-preservation, foster the petrified traditions and continue to bring forth generation after generation of fossilized teachers. No wonder that a Tolstoi has stated that the primary fault of our education is that the teachers are dead before they begin to teach. On the other side we have a diversified confusion of natural methods which are intended to

---

\*) This paper, which might be entitled „Eine Kombination der Überlieferung“, is merely an abstract of a plan, the execution of which is being rendered difficult by the accumulation of material.

bring forth immediate results, a condition of affairs just as deplorable as the first mentioned. The entire object of these methods is a superficial smattering of a few daily phrases.

Such are the two extremes which you will meet in visiting our schools. And between these extremes you will find various phases. The great problem is where should the center of gravity be. First of all we must catch the main current of education.

No one can deny that the primary object of education is to develop the power of thinking. Accordingly our entire forces should be directed to give to the youth that equipment which will best prepare him for independent development in after life. In our field the ultimate end should be broad humanistic literary interpretation, and all our endeavors should center upon this goal.

The problem then is how can we lay the strongest foundation for literary interpretation? What are the most certain methods? And here we are divided. However all agree that we must awaken feeling for the language before the literature can be understood. In recent years, as you have heard and read, a great reaction has taken place in the teaching of modern languages, due mostly to the commercial demands of the times, and we see a tendency which is a great progress in the methods of instruction. The instructing must be done in German to accomplish the crying needs. It is not my purpose to repeat the advantages of this method in giving the student the best working vocabulary and a practical control of the essentials of the grammar.

I wish to go one step farther in the carrying out of this method of instruction and emphasize the importance of the direct method in literary instruction. I do not pretend to give you any fixed results. That would mean that the method had become wooden. Nor do I claim to bring any definite original method, as that would be dishonest and would indicate an ignorance of the history of pedagogy and of the tendencies in Germany and America. I desire to give a few of my sources before mentioning my plan.

In Luther's pamphlet "von Schulen" we find the following: When the scholars have learned to read certain beginning material — — "So sie dis können, sol man jnen den Donat vnd Cato zusammen fürgeben. Den Donat zu lesen. Den Cato zu exponiren. Also, das der Schulmeister einen vers odder zween exponire, Welche die kinder darnach zu einer andern stunde auff sagen, das sie dadurch eynen hauffen Lateinischer wort lernen vnd einen vorrat schaffen zu reden. Darinnen sollen sie geübet werden so lange, bis sie wol lesen können.—Daneben sol man sie leren schreiben vnd treiben, das sie teglich jre schrift dem Schulmeister zeigen. — Damit sie auch viel Lateinischer wort lernen, sol man jnen teglichs am abent etliche wörter zu lernen fürgeben, wie vor alter diese weise

jnn der Schulen gewest ist." They progress from book to book. The daily home work is increased to "einen Sentenz aus einem Poeten odder andern (Meister), den sie morgens wider aufsagen". Along with the reading "sol der Preceptor etliche nomina vnd verba decliniren — vnd fragen auch die kinder die regel vnd vrsach solcher declination.—Wenn auch die kinder haben regulas constructionum gelernet, sol man auff diese stunde fodern, das sie, wie mans nennet, Construirn, Welchs seer fruchtbar ist vnd doch von wenigen geübet wird." As they proceed from text to text Luther insists on grammar drill "Denn wo solchs nicht geschicht, ist alles lernen verloren vnd vergeblich." — „Es sollen auch die kinder solche regulas Grammaticae auswendig aufsagen, das sie gedrun-gen vnd getrieben werden, die Grammatica wol zu lernen." Luther would dismiss all teachers who neglect this work. As the scholar progresses he increases the outside work and assigns psalms to be learned, as many of us assign poems. Finally Luther requires the scholars to prepare original work, as letters or verses — "Denn die selb vbung ist seer fruchtbar, anderer schrift zuuerstehen. Machet auch die knaben reich an worten vnd zu vielen sachen geschickt." He closes by saying — — "Es sollen auch die knaben dazu gehalten werden, das sie Latinisch reden. Vnd die Schulmeister sollen selbs, so viel möglich, nichts denn Latinisch mit den knaben reden, dadurch sie auch zu solcher vbung gewonet vnd gereitzt werden."

Such are the principles which the great linguistic master has established. But in spite of these truths proclaimed centuries ago, the modern language teachers have too often travelled in the olden rut. One may say even in this connection — "Luther, du grosser verkannter Mann!"

Lessing, in various letters, has mentioned the impossibility of translating until one has acquired the power "dem Originale nachzudenken". But in spite of this impossibility one sees High School teachers encouraging their scholars to translate "Hermann und Dorothea" and College professors listening to an "aufsagen" of miserable attempts. Schiller has given us an insight into his method of work when speaking of his translation of Virgil in a letter to Körner, April 10, 1791. — "Es ist aber beinahe Originalarbeit, weil man nicht nur den lateinischen Text neu eintheilen muss, um für jede Stanze ein kleines Ganze daraus zu erhalten, sondern weil es durchaus nöthig ist dem Dichter im Deutschen von einer andern Seite wiederzugeben, was von der einen unvermeidlich verloren geht." Goethe has in numerous places expressed his method of studying literature and languages: "Lesen, Exponiren, Grammatik, Aufsagen, Hersagen von Wörtern dauerten selten eine völlige halbe Stunde; denn ich fing sogleich an, auf den Sinn der Sache loszugehen."—He sought for "den Zusammenhang, denn darauf



kommt doch eigentlich alles an."—"Wie das zugehe: war jetzt mein Anliegen."—"Ich studirete das Stück ganz in mich hinein, ergriff alle Rollen und lernte sie auswendig —" etc., etc.

The more I began to investigate the more I discovered that all the great poets and thinkers cherished the same thoughts. If then this is the process of the leaders of literature, why should not the teachers of literature profit by their example? This was the question which naturally asserted itself.

I started to combine the fundamental thoughts of the modern methods with the processes of our great teachers and poets. This combination of the Überlieferung with the present tendencies has no limit but grows and grows. It involves unceasing labor, but so does everything which bears results. "Wo auch den Schulmeister solcher arbeit verdreuset, wie man viel findet, sol man dieselbigen lassen lauffen vnd einen andern suchen der sich dieser arbeit anneme."

The problem of material is a very difficult one. Material must be selected which will give the best foundation for all possible demands, whether they be commercial or literary. At the same time this material must at least correspond to the development of the scholar's mind and not be too difficult to grasp in a foreign language. And here again I followed the private examples of our best scholars of German literature and introduced the German Bible. No one can deny that the German Bible is the font from which all German poets from Luther to Gustav Frenssen have drawn inspiration. Luther's greatest work is more potent today in Germany than ever before. In a short time the scholars can acquire a large vocabulary and a fund of the greatest thoughts which man has ever received. On this foundation they can base their future work. The scholars can begin to read at the very first, or as soon as they have studied the verbs. I know that we must overcome a mountain of prejudice, but the tendency towards a broader conception is evident, and it is our duty to assist in this great work. Our country is beginning to realize that moral strength depends upon broad education. Therefore to deprive the youth of the country of his educational right is to undermine his moral development.

With this equipment the scholar can enter the study of literature corresponding to his age and tastes. The problem of material again asserts itself. I would select modern literature, which to a certain extent reflects the German customs. Upon this one can base the conversation exercises. In this way neither side of the present demands would be neglected.

Then I would select texts which gradually lead up to the Classics, as *l'Arrabbiata*, Riehl's *Kulturgeschichtliche Novellen*, Burg Neideck, for example. By the time the student has reached the classics he has

obtained a fair working vocabulary, provided the teacher has insisted upon the use of German from the very beginning. Of course his German is not without mistakes in the very essentials, but infinitely better than according to the old ways of instruction.

Then I would take up the Classics, but along with the Classics I would have the scholars read some of the modern dramas so that they could notice the trend of the development in this line, laying especial stress upon the social condition as reflected in the literature. This gives an excellent opportunity for talks in simple German on German life and thought.

The problem of the application of the direct method to literature is a most difficult one, and each teacher will have his own particular solution. However, if one follows the methods of Luther, Lessing, and Goethe he must obtain results. The students should prepare the lessons, even from the very beginning, so as to be able to recite without the books. This plan at once offsets the objection which may truthfully be made to the usual application of the direct method — loose preparation. This plan requires the most accurate preparation and is not easy, but the German language is not a simple one and can not be learned by dwelling on kindergarten or nursery methods. Two objections have been raised to this plan — First, a student is not able to read so many pages as according to the translation method. Let Luther answer "dann viel bücher machen nit geleret, vil lesen auch nit, sondern gut ding und oft lesen, wie wenig sein ist, das machet geleret in der schrift". Second it is mechanical: this objection is more apparent than real. It is true, that the learning of any language is mechanical and slow at first, but all accurate foundation is of slow growth. I always feel tempted to ask a translation man — "why beholdest thou the mote that is in thy brother's eye but considerest not the beam that is in thine own eye?"

I will outline in short the general plan used with the last book we read in the first year class—*l'Arrabbiata*—First the scholars read the book to obtain the outline—then they read the book again with more accurate study. — Then we took each character separately (in the first readings the scholars checked in the margin of the book the passages referring to the different characters, so that when they glanced through the book it was easy to collect the material for study). They began to see the relations. They next took up general episodes and topics. We reviewed the book again, but this time the scholars conducted the recitations by asking questions to bring out the story—this was repeated. (In order to further this study a guide was published which was later included in an edition of this book. A similar guide to *Burg Neideck* is published by Wahr of Ann Arbor.) Along with this they had a rigid grammar drill.

I may add that a few of the weak students could not entirely grasp the plan, due mostly to the fact that they had never tried to remember the contents of a book, but the work of the class as a whole was a valuable lesson to them.

The principal advantages of this plan are: the scholar has acquired a working vocabulary of words, idioms and phrases; has become freed from incessant use of the dictionary; has started to ascertain the meaning of words from the context, and has been compelled to remember the thoughts of the book — in short has learned to read a book directly.

The work on the dramas is along the same general lines, only more stress is put on the development. Take *Egmont* for example. The students learn the exposition nearly by heart, as they should in studying any drama. It is absolutely necessary to master the exposition before one can appreciate the work of the poet. However commonplace such a remark may sound, this factor is almost always neglected, judging from the preparation of the students. Doubtless some teachers have told their students this a dozen times, and they may have written learned lectures on the nature of the drama, according to out-of-date theories, but they have never taken their students to the sources for independent study. Perhaps they have led them like horses to water and have tried to make them drink, but either the students were not thirsty, or the water had lost its savor by standing in the old trough, or was made roily by foreign substances.

The fact remains that the students must learn the exposition and they must learn it directly. First of all we must remember what Goethe said of the teacher "his only task is to awaken feeling". This can not be done by translation or by explanation. The student must first learn what is contained in the exposition before any explanation will be understood. Or the most he can possibly do is to accept what the teacher dictates — "friss Vogel, oder stirb!"

The entire first scene should be read, then re-read so as to obtain the "Zusammenhang". Then each character should be studied. The surest plan is to have the students copy the speeches of each character so as to have the material all together. Then they can obtain a clearer conception of the characters. If they once understand the characters they can remember better what each one will say under the circumstances which may arise. They will also catch the "Stimmung," of the scene. Then topics should be assigned, as *Regierung*, *Religion*, *Krieg*; these may be subdivided, e. g. under *Religion* — *Bischöfe*, *Psalmen*, *Inquisition*, *die neuen Prediger*. Then have the students collect what is said about *Margarete*, *Oranien*, and finally *Egmont*. By this time they have learned the scene without committing it. The students are prepared to proceed to the next scene. (In the meantime have the class read ahead as far as



possible). The second scene is studied in the same manner. Material for the different topics is continually added, and especially material on the characters, above all on Egmont. Then the connecting threads of the scene are studied, e. g. in the first scene Soest mentions the kind of rulers the people wish — Machiavell does the same thing. The Bischöfe are referred to in both scenes. In the first scene Oranien and Egmont are mentioned separately, in the second they are brought together. The opinion of the people in regard to Egmont is repeated, etc. etc. And so they proceed in the study of the drama.

When they have finished the drama they study different groups of scenes, as the bürger-scenes, the regent-scenes etc. Gradually the student begins to see "dass es ist mit der Gedankenfabrik, wie mit einem Webermeisterstück, wo ein Tritt tausend Fäden regt, die Schiffelein herüber, hinüber schießen, die Fäden ungesehen fließen, ein Schlag tausend Verbindungen schlägt." Er hat nicht nur die Teile in seiner Hand sondern auch sogar das geistige Band. And Egmont is to him not a series of disconnected scenes, but a living drama which knows but one fundamental law — the unity of the development of human life.

But such interpretation must rest upon a living basis, and this basis is the direct method in the broadest meaning of the word. The students slowly but surely gain an appreciation of the German language and literature. As they proceed from play to play, from author to author, from period to period they can review the "zurückgelegten Weg", and if they turn around they have an "Aussicht". They have been initiated into the most essential of all, namely into the evolution of thought.

At first the teacher may make mistakes. But every successful man learns more from his mistakes than from his passive virtues, more from practice than from theoretical study. That which in the distance seemed to be a steep road is but an interesting slope. If you become discouraged, the pleasure of climbing higher will refreshen you. Back of all you have a living growing method which enlivens the man and thus the teacher and then the class. The life of the class will reflect. Along with practical drill in paradigm and syntax with live composition you have awakened the students to search directly for the thoughts underlying the words, and that is the ultimate aim of all instruction. Von dem Erziehungsrecht, das mit den Schülern geboren, ist die Rede.

## Umschau.

Vom Lehrerseminar. Am 7. Sept. d.J. fand die Aufnahmeprüfung zum Eintritt in das Nat. Deutscham. Lehrerseminar statt, und am darauffolgenden Tage wurde der neue Kursus mit 6 Schülern in der Unterklasse, 12 in der Mittel- und 14 in der Oberklasse eröffnet.

Herr Seminardirektor Emil Dapprich, der bereits Ende Juli von seiner Urlaubsreise zurückkehrte, ist leider noch nicht gekräftigt genug, um die Arbeit an der Anstalt aufnehmen zu können, und erhielt deshalb eine Verlängerung des Urlaubs. Die Herren Oscar Burckhardt und Max Griebisch sind bis zu seiner vollständigen Genesung mit seiner Vertretung betraut worden.

Das Seminar schloss seinen letztjährigen Kursus am 24. Juni, nachdem an den drei vorhergehenden Tagen das mündliche Abgangsexamen der Abiturienten abgehalten worden war. Die schriftliche Prüfung hatte bereits Mitte Mai stattgefunden, und die Arbeiten der Schüler waren den Mitgliedern der Examinationsbehörde zur Durchsicht zugesandt worden. Auf Grund der bestandenen Prüfung wurden folgenden Abiturienten gelegentlich der Schlussfeier vom Präsidenten des Seminars, Herrn Dr. Louis Frank, die Abgangsdiplome erteilt: John Andressohn, Eugenia Bechtner, Wanda Buetow, Alma Frahm, Gertrude M. Fuhrmann, Else Grebner, Paula Grebner, Lilla Krull, Emma Loos, Victoria Lueders, Doris Rose und John Stuckert.\*)

Aus den Verhandlungen der am 26. Juni im Seminargebäude stattgehabten Generalversammlung des Seminarvereins ist hervorzuheben, dass fast alle Berichte der Beamten\*) eine Beschränkung des Stundenplanes und des Lehrstoffes des Seminars forderten, um der gegenwärtig bestehenden Überbürdung zu steuern.

\*) Der ausführliche Bericht der Seminarprüfungskommission befindet sich im Protokoll über die Verhandlungen des Lehrertages zu Erie, Pa.

\*) Sämtliche Berichte der Beamten befinden sich im Wortlaut in dem vor kurzem zur Veröffentlichung gelangten Jahresbericht des Seminars. Derselbe steht auf Wunsch unentgeltlich zur Verfügung.

Es gelangte ein Beschluss zur Annahme, nach welchem der Ortsausschuss des Lehrerseminars beauftragt wurde, im Verein mit der Fakultät des Lehrerseminars und dem Vorort des Turnerbundes die Lehrpläne der beiden Anstalten, des Lehrer- und des Turnlehrerseminars, einer gründlichen Prüfung zu unterziehen und eine rationelle Kürzung derselben, ohne Beeinträchtigung der Leistungsfähigkeit vorzunehmen.

Auf Empfehlung des Nominationsausschusses wurden die folgenden Mitglieder des Verwaltungsrates auf die Dauer von drei Jahren gewählt: C. C. Baumann, Davenport; C. O. Schönrich, Baltimore; Hermann Lieber, Indianapolis; Albert O. Trostel, Milwaukee, und Albert Wallber, Milwaukee. Als Nachfolger von Henry Mann wurde Carl Penshorn von Milwaukee auf die Dauer von zwei Jahren gewählt.

Der Verwaltungsrat wählte die nachstehenden Beamten für das kommende Jahr:

Dr. Louis F. Frank, Präsident.  
Fred. Vogel, Vize-Präsident.  
Albert Wallber, Sekretär.  
Albert Trostel, Schatzmeister.  
Finanzkomitee: Fred. Vogel, jr., Carl Penshorn.

Lehrerausschuss: B. A. Abrams und Louis Schutt, Chicago.

Herr C. O. Schönrich, Baltimore, wurde zum Delegaten für die im Monat September in Baltimore stattfindende Konvention des Deutscham. Nationalbundes ernannt.

New York. Der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen New Yorks ist nun doch trotz aller energischen Proteste seitens seiner Freunde, die sich bei weitem nicht bloss aus den deutschen Kreisen, sondern zum grossen Teile aus den gebildeten angloamerikanischen Kreisen der Stadt rekrutierten, vom Schulrate auf das 8. Schuljahr beschränkt worden, wo er als fakultatives Studium mit Französisch und Stenographie in Konkurrenz treten muss. Das „School Journal“ benutzt den Kampf in New York zu einem allgemeinen Kreuzzuge gegen den deutschen Sprachunterricht in den öffentlichen Schulen. Die Gründe, die es gegen denselben ins Feld führt, sind ungefähr dieselben, wie wir sie aus den Kreisen der „Know-nothings“ zu hö-

ren gewohnt sind; auf die von uns immer und immer wieder hervorgehobenen allgemein pädagogischen Gründe für die Notwendigkeit der Aufnahme einer zweiten Sprache in unser öffentliches Schulwesen—ganz abgesehen von der Zusammensetzung der Bevölkerung bezüglich ihrer Nationalität — geht das „School Journal“ nicht ein, oder fertigt sie als von einseitig interessierten Personen ausgehend kurzerhand ab. Es verlohnt sich daher für uns nicht, noch einmal den Kampf aufzunehmen; wer sich nicht bekehren lassen will und starr bei seiner vorgefassten Ansicht beharrt, dem kann man die besten Argumente bis in alle Ewigkeit vordringen, ohne dass sie irgend einen Eindruck hinterlassen werden. Wenn aber ein Herr P. Kreuzpointer in Altoona, Penn., dessen Wiege in Deutschland gestanden und der dort auch seine Erziehung genossen hat, sich berufen fühlt, in den Spalten des „School Journal“ seiner Befriedigung über die Handlungsweise des New Yorker Schulrates Ausdruck zu geben, so kann uns der Mann nur leid tun; er mag sich „eine ehrenhafte Stellung in wissenschaftlichen Kreisen erworben“ haben, von erzieherischen Fragen aber soll er seine Hände ablassen, denn da hat er noch manches zu lernen.

Indianapolis. Herr Carl E. Emmerich, Prinzipal der „Manual Training High School“ von Indianapolis, beging am 25. August sein 30-jähriges Lehrerjubiläum. Seine zahlreichen Freunde und Schüler veranstalteten zur Feier des Tages eine solenne Festlichkeit, die ausserordentlich harmonisch verlief und kund tat, wie grosser Liebe, Achtung und Verehrung sich der Jubilar in seiner zweiten Heimatstadt erfreut. (Auch wir schliessen uns den Gratulanten an und wünschen dem verehrten Jubilar Wohlergehen und weiteren Erfolg in seinem Berufe. D. R.)

Urteil über Amerika. Im „Deutschen Reichsanzeiger“ ist folgendes zu lesen: Im Gegensatz zu den europäischen Kulturstaaten, in deren Budgets die Aufwendungen für Schulen hinter den für die Landesverteidigung erforderlichen hohen Ausgaben naturgemäss weit zurücktreten, betragen in der nordamerikanischen Union die staatlichen Ausgaben für Bildungszwecke ein Vielfaches derjenigen für Heer und Flotte. Die Vereinigten Staaten ge-

ben für ihre Schulen jetzt jährlich so viel aus wie Deutschland, England und Frankreich zusammen für ihre Kriegsmarinen. Das Volksschulbudget hat sich seit 1870 verdreifacht. Dazu kommen bekanntlich riesige Privatspenden für Unterrichtszwecke: in den letzten 10 Jahren 115—120 Millionen Dollars! — Die Amerikaner sind als „praktische Leute“ bekannt. Sie werden also ganz sicher wissen, warum sie ihr Geld „in Schulen anlegen“. (Wenn nur auch das Geld immer an dem richtigen Platze verwendet werden möchte und hauptsächlich auch die Volksschule etwas von dem Segen erhielte! D. R.)

Roseggers Dank. Peter Rosegger veröffentlicht für die vielen Glückwünsche und Widmungen zu seinem 60. Geburtstage (u. a. ist er anlässlich des Jubiläums der Heidelberger Universität zum Ehrendoktor in der philosophischen Fakultät ernannt worden) eine Danksagung, in welcher es heisst: „In jungen Jahren habe ich mir gedacht, welch ein königliches Gefühl das sein müsste, auf dieser Welt mehr zu geben als zu empfangen, der Menschheit Schuldherr zu sein. Zeitweilig schien es, als wäre diese stolze Würde mir beschieden. Und nun, in meinen alten Tagen bin ich so tief in Schulden geraten! Das, was ich jetzt empfangen, kann ich nimmermehr bezahlen.... Der Geburtstagsgruss ist ein brausendes Lied geworden, wohl ein Jahr lang werde ich zu lesen haben daran, was in diesen märchenhaften Tagen freundlich, liebevoll und schön an und über mich geschrieben worden ist. Anzengruber hat einmal seinen Geburtstagsgratulanten versprochen, er wolle fleissig dafür dichten. Sollte der Dank von unserm nicht besser darin bestehen, das Dichten endlich sein zu lassen? Ich kann nichts versprechen. Lasset mich jetzt nur innig danken, von dieser Stelle aus und nach allen Seiten hin, jeder Körperschaft und jedem Einzelnen danken für alle Grösse, für alle Spenden, für alle Ehrungen — für alle Liebe. Und dann lasset mich wieder zurückkehren zu mir selbst! Krieglach, 6. August 1903. Peter Rosegger.“

Berlin zählt z. Z. 264 Gemeindeschulen mit 4052 ordentlichen Lehrkräften, wovon 400 katholisch und 51 jüdisch sind. Die durchschnittliche Besetzung einer Klasse beträgt 47,88.



### Briefkasten.

K. St., Manitowoc, Wis. Sie fragen, ob wir den Gillanschen Angriff auf den deutschen Unterricht in unseren öffentlichen Schulen (Western Teacher, May 1903) erwidern werden. Wir halten solches nicht für notwendig und auch für unerspesslich. Prof. Gillan steht auf der Seite derer, die die Entwicklung unseres Landes als abgeschlossen betrachten und daher glauben, alles Neue und Fremde bis auf die letzte Spur absorbieren zu können. Wir dagegen erblicken einen grossen Segen in der Tatsache, dass unsere Nation noch im Werden begriffen ist, und versuchen deshalb, auch unsererseits Bausteine zu dem

grossen Bau — dem amerikanischen Volkscharakter — herbeizutragen, weigern uns jedenfalls, uns so ohne weiteres absorbieren zu lassen. So lange Prof. Gillan der sogenannten „angelsächsischen“ Kultur das Wort redet, ist jede weitere Diskussion verlorene Liebesmühe. Wir empfehlen ihm aber, die goldenen Worte unseres lieben Ferren in diesem Hefte zu lesen. Vielleicht wäre es ihm möglich, sich in unseren Gedankenkreis hineinzudenken; dann würden wir auch über die pädagogische Seite der Erteilung des deutschen Sprachunterrichts mit ihm ins Reine kommen.

### Eingesandte Bücher.

Essentials of German by B. J. Vos, Associate Professor of German in The Johns Hopkins University. New York, Henry Holt & Co., 1903. Price 80 cts.

Goethes Egmont. Edited with introduction and notes by Robert Walter Deering, Ph. D., Professor of Germanic Languages in Western Reserve University. New York, Henry Holt & Co., 1903. Price 60 cts.

Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falschen und des Hässlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen, von Gustav Wustmann. Dritte ver-

mehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig, F. Wilh. Grunow, 1903.

Agriculture for Beginners by Charles William Burkett, Professor of Agriculture, and Frank Lincoln Stevens, Professor of Biology, and Daniel Harvey Hill, Professor of English in the North Carolina College of Agriculture and Mechanic Arts. Boston, Ginn and Co. Price 85 cts.

The Jones Readers by L. H. Jones, A. M., President of the Michigan State Normal College, formerly Superintendent of Schools of Indianapolis, Ind., and Cleveland, Ohio. 6 Vol. Boston, Ginn and Co.